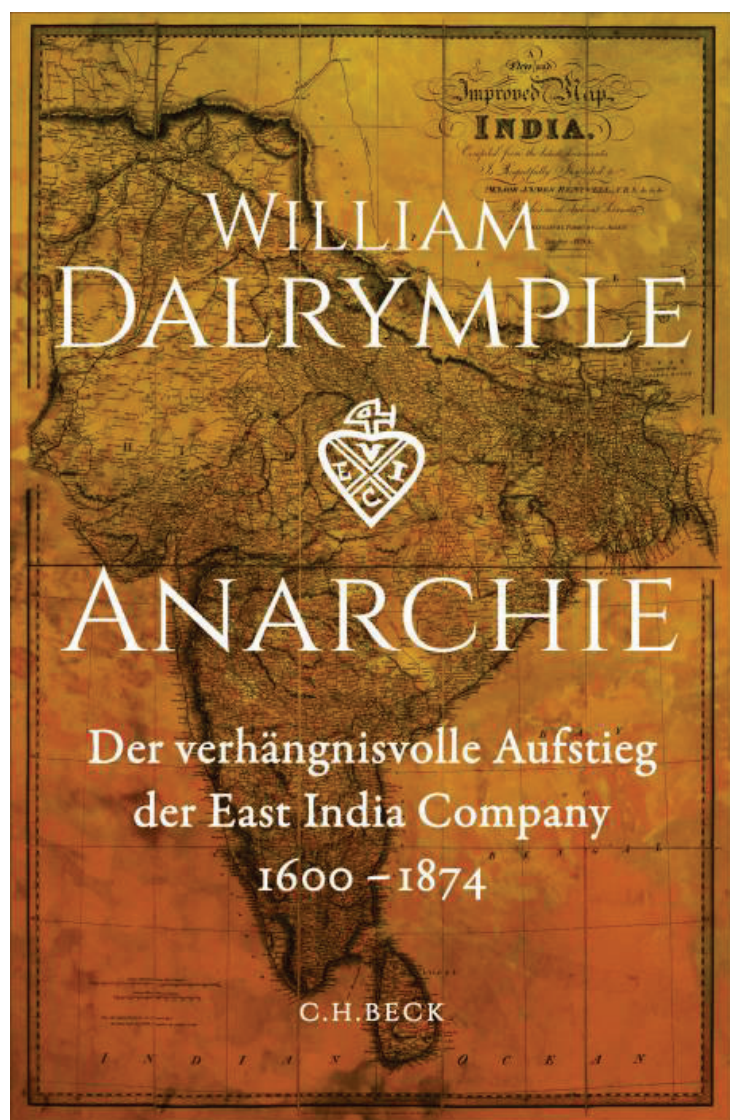


**Unverkäufliche Leseprobe**



**William Dalrymple**

**Anarchie**

Der verhängnisvolle Aufstieg der East India  
Company 1600-1874

2026. 597 S., mit 72 farbigen Abbildungen in 3 Tafelteilen  
und 3 Karten

ISBN 978-3-406-83440-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/38617938>

William Dalrymple

# ANARCHIE



William Dalrymple

# ANARCHIE

Der verhängnisvolle Aufstieg  
der East India Company  
1600–1874

*Aus dem Englischen von Cornelius Hartz*

C.H.BECK

Die englische Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel  
*The Anarchy. The Relentless Rise of the East India Company*  
bei Bloomsbury Publishing, London/Dublin 2019,  
© William Dalrymple, 2019.

This translation of *The Anarchy* is published by Verlag C.H.Beck by  
arrangement with Bloomsbury Publishing Plc.

Mit 72 farbigen Abbildungen in drei Tafelteilen und drei Karten

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80 801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen  
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Karte Indiens, Lithografie (nachkoloriert) aus dem Jahr 1820,  
London, © Bridgeman Images; Signet der East India Company nach der Prägung einer  
Münze von 1821 (mauritius images / Robert Kawka / Alamy / Alamy Stock Photos)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83440 0



verantwortungsbewusst produziert  
[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)  
[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)

*Eine Handelsgesellschaft versklavte ein Volk von zweihundert Millionen.*

Leo Tolstoi, Brief an einen Hindu, 14. Dezember 1908

*Da Unternehmen weder einen Leib besitzen, der bestraft werden,  
noch eine Seele, die der Verdammnis anheimfallen kann,  
handeln sie stets, wie es ihnen beliebt.*

Edward, 1. Baron Thurlow (1731–1806), Lordkanzler während des  
Amtsenthebungsverfahrens gegen Warren Hastings



## *Inhalt*

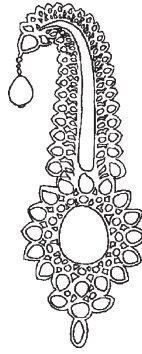
<i>Einführung</i> .....	9
1. 1599 .....	25
2. Ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte .....	95
3. Der eiserne Besen .....	141
4. Ein Fürst von geringer Kompetenz .....	185
5. Chaos und Blutvergießen .....	227
6. Hunger .....	273
7. Delhi wird zerstört .....	325
8. Die Amtsenthebungsklage gegen Warren Hasting .....	379
9. Der Leichnam Indiens .....	411
<i>Epilog</i> .....	479

## ANHANG

Anmerkungen .....	487
Karten .....	543
Dramatis Personae .....	547
Glossar .....	559
Literatur .....	563
Abbildungsnachweis .....	585
Register .....	589







## EINFÜHRUNG

Eines der ersten indischen Wörter, die in die englische Sprache eingingen, war ein hindustanischer Slang-Ausdruck für «Kriegsbeute»: *loot*. Laut *Oxford English Dictionary* war dieses Wort, das Ende des 18. Jahrhunderts in ganz Großbritannien zu einem allgemein gebräuchlichen Begriff avancierte, bis dahin außerhalb von Nordindien kaum bekannt. Um nachzuvollziehen, wie und warum dieses Wort in einem so fernen Land Wurzeln schlagen und gedeihen konnte, muss man nur nach Wales reisen und Powis Castle besuchen.

Powis Castle wurde im 13. Jahrhundert auf einem Hügel für den letzten walisischen Erbprinzen errichtet. Dieser trug den denkwürdigen Namen Owain Gruffydd ap Gwenwynwyn, und das Anwesen war seine Belohnung dafür, dass er Wales der Herrschaft der englischen Monarchie überließ. Die spektakulärsten Schätze, die man heute dort bestaunen kann, stammen jedoch aus einer viel späteren Zeit – einer Zeit, in der sich die Engländer längst ganz anderer Gegenden der Welt bemächtigten. Denn Powis ist buchstäblich vollgestopft mit Beutestücken aus Indien. Raum für Raum zierte imperiale Raubkunst, erbeutet von der British East India Company (EIC) im 18. Jahrhundert. In dieser Festung in der walisischen Landschaft, die sich in Privatbesitz befindet, stapeln sich mehr Artefakte aus dem Mogulreich als an irgendeinem Ort in Indien, das Nationalmuseum in Delhi eingeschlossen. Dazu zählen Wasserpfeifen aus poliertem Gold mit

Intarsien aus Ebenholz, mit aufwendigen Inschriften versehene Spinelle aus Badachschan und juwelenbesetzte Dolche, schimmernde taubenblutrote Rubine und ganze Haufen eidechsengrüner Smaragde. Da gibt es mit Saphiren und gelben Topasen besetzte Tigerköpfe, Ornamente aus Jade und Elfenbein, mit Mohn- und Lotusblumen bestickte Seidenvorhänge, Statuen hinduistischer Gottheiten und eindrucksvolle Elefantenrüstungen. Besonders stolz werden zwei große Kriegstrophäen präsentiert, die die Briten mitnahmen, nachdem ihre Besitzer besiegt und getötet worden waren: die Sänfte, die Siraj ud-Daula, der Nawab von Bengalen, zurückließ, als er bei Palashi vom Schlachtfeld floh, und das Staatszelt, das Tipu Sultan, der «Tiger von Mysore», auf Feldzügen benutzte.

All diese Schätze sind dermaßen beeindruckend, dass ich im letzten Sommer, als ich Powis Castle besuchte, beinahe die große gerahmte Leinwand übersehen hätte, die sozusagen erklärt, wie all diese Beutestücke dorthin gekommen sind. Das Gemälde hängt im Schatten über einer Tür in einer Kammer am oberen Ende einer düsteren, eichenholzgetäfelten Treppe. Es ist beileibe kein Meisterwerk, aber es lohnt sich dennoch, es eingehender zu betrachten. Ein leicht verweichlicht wirkender indischer Prinz, angetan mit einem golddurchwirkten Gewand, thront auf einem Podest unter einem seidenen Baldachin. Zu seiner Linken stehen mit Krummsäbel und Speer bewaffnete Offiziere seiner eigenen Armee, zu seiner Rechten eine Gruppe britischer Gentlemen mit Puder und Perücke. Der Prinz überreicht einem leicht übergewichtigen Engländer, der einen roten Gehrock trägt, eine Schriftrolle.

Das Gemälde zeigt eine Szene vom August 1765, in der der junge Großmogul Shah Alam, aus Delhi verbannt und von den Truppen der East India Company besiegt, zu einem Akt gezwungen wurde, den wir heute vielleicht als «unfreiwillige Privatisierung» bezeichnen würden. Bei der Rolle handelt es sich um die schriftliche Order, seine eigenen mogulischen Steuerbeamten in Bengalen, Bihar und Orissa zu entlassen und durch eine Reihe englischer Händler zu ersetzen, bestellt von Robert Clive – dem neuen Gouverneur von Bengalen – und den Direktoren eines Unternehmens, das das Dokument als «die hohe und mächtige, die edelste aller erhabenen Edlen, Herrscherin über illustre Krieger, unsere treue

Dienerin und aufrichtige Gratulantin, würdig unserer königlichen Gunst: die Englische Gesellschaft» bezeichnet. Hier wurde die Aufgabe, im Mogulreich die Steuern einzuziehen, an ein mächtiges multinationales Unternehmen vergeben, das sich beim Eintreiben dieser Steuern durch seine eigene Privatararmee absicherte.

Die Company war qua ihres königlichen Freibriefs ermächtigt, «Krieg zu führen», und seit sie auf ihrer Jungfernfahrt im Jahre 1602 ein portugiesisches Schiff geentert und gekapert hatte, war Gewalt ihr Mittel der Wahl, um ihre Ziele zu erreichen. Abgesehen davon, kontrollierte die Company seit den 1630er Jahren bereits kleine Gebiete rund um ihre indischen Siedlungen.<sup>1</sup> Doch erst jetzt, im Jahre 1765, war der Moment gekommen, ab dem die East India Company nicht einmal mehr im Entferntesten einer herkömmlichen Handelsgesellschaft glich, die mit Seide und Gewürzen handelte. Von nun an war sie etwas, das es so noch nie gegeben hatte. Innerhalb weniger Monate waren 250 Amtsträger der EIC, unterstützt von 20 000 vor Ort rekrutierten indischen Soldaten, de facto zu Herrschern der reichsten Provinzen des Mogulreiches geworden. Hier war ein internationaler Konzern im Begriff, sich in eine aggressive Kolonialmacht zu verwandeln.

Bis zum Jahre 1803 hatte die EIC einen gesamten Subkontinent unterworfen oder direkt erobert, und ihre Privatararmee war auf fast 200 000 Mann angewachsen. Erstaunlicherweise hatte sie dazu keine fünfzig Jahre gebraucht.

Mit ihren ersten ernsthaften territorialen Eroberungen begann die EIC 1756 in Bengalen. 47 Jahre später reichte ihr Einflussbereich im Norden bis zur Mogulhauptstadt Delhi; fast ganz Indien südlich von Delhi wurde zu diesem Zeitpunkt de facto von einem Sitzungssaal in London aus regiert. «Welche Ehre bleibt uns noch», fragte ein mogulischer Beamter, «wenn wir unsere Befehle von einer Handvoll Händlern entgegennehmen müssen, die noch nicht einmal gelernt haben, sich den Hintern zu waschen?»<sup>2</sup>

Natürlich sprechen wir auch heute noch von der Eroberung Indiens durch die Briten, aber diese Formulierung verschleiert eine Realität, die weitaus düsterer war. Denn es war mitnichten die britische Regierung, die ab Mitte des 18. Jahrhunderts große Teile Indiens eroberte, sondern ein

von niemandem reguliertes Privatunternehmen mit Sitz in einem kleinen, fünf Fenster breiten Büro in London, das in Indien von einem gewalttätigen, äußerst rücksichtslosen und zeitweise psychisch labilen Raubritter namens Clive geleitet wurde. Indiens Übergang in den Kolonialismus fand unter der Ägide eines gewinnorientierten Unternehmens statt, das nur zu einem einzigen Zweck existierte: seine Investoren zu bereichern.

Mitte des 19. Jahrhunderts, auf dem Höhepunkt des Viktorianischen Zeitalters, war die zwielichtige, brutale und merkantile Art und Weise, wie Britisch-Indien gegründet worden war, vielen Briten ziemlich peinlich. Die Viktorianer glaubten, die eigentliche Triebfeder menschlicher Transformationsprozesse, das, was Geschichte ausmache, sei die Politik von Nationalstaaten und nicht etwa die wirtschaftlichen Bestrebungen korrupter Konzerne. Zudem betrachteten sie das Empire gerne als *mission civilisatrice*: einen gut gemeinten Transfer von technischen und kulturellen Errungenschaften von West nach Ost; dass die britische Herrschaft in Indien mit der Ausplünderung des Landes durch ein Privatunternehmen begonnen hatte, wurde gerne und mit voller Absicht verdrängt.

Ein anderes Bild zeigt, wie erfolgreich die Viktorianer die offizielle Sichtweise auf diesen Prozess beeinflussten und die Geschichte für ihre Zwecke umschrieben. Hierbei handelt es sich um ein Wandgemälde von William Rothenstein, das für die Wände im House of Commons in Auftrag gegeben wurde. Es war Teil einer Serie von Wandbildern mit dem Titel *The Building of Britain*, die sich heute noch in der St. Stephen's Hall, der riesigen Empfangshalle des Parlaments in Westminster, befinden und zeigen, was das damalige Hanging Committee für die Höhe- und Wendepunkte der britischen Geschichte hielt: den Sieg König Alfreds über die Dänen im Jahre 877, die Parlamentsunion von England und Schottland im Jahre 1707 und so weiter.

Auf demjenigen Fresko dieser Serie, in dem es um Indien geht, sieht man wiederum einen Mogulprinzen, der auf einem erhöhten Podest unter einem Baldachin sitzt. Wieder befinden wir uns bei Hofe, zu allen Seiten verbeugen sich Diener, Fanfaren werden geblasen, und wieder steht ein Engländer vor dem Mogul. Doch dieses Mal wirken die Machtverhältnisse ganz anders.

Zu sehen ist Sir Thomas Roe, Botschafter von Jakob I., wie er im Jahre 1614 vor Großmogul Jahangir trat – zu einer Zeit, als das Mogulreich noch auf dem Höhepunkt seines Reichtums und seiner Macht war. Jahangir hatte von seinem Vater Akbar eines der zwei wohlhabendsten Reiche der Welt geerbt; in puncto Reichtum konnte es mit dem Mogulreich nur das Kaiserreich China unter der Ming-Dynastie aufnehmen. Jahangirs Reich erstreckte sich über den größten Teil Indiens, das gesamte Gebiet des heutigen Pakistan und Bangladesch sowie den Großteil Afghanistans. Er herrschte über fünfmal so viele Menschen wie die osmanischen Sultane – etwa 100 Millionen –, und seine Untertanen produzierten etwa ein Viertel sämtlicher Waren auf der Welt.

Jahangirs Vater Akbar hatte sich vorgenommen, die europäischen Einwanderer in Indien, die er als «eine Ansammlung von Wilden» bezeichnete, zu zivilisieren, ließ diesen Plan aber wieder fallen, als er erkannte, dass seine Bemühungen vergebens waren. Jahangir, der eine Vorliebe für alles Exotische und für wilde Tiere hatte, begrüßte Sir Thomas Roe mit demselben Enthusiasmus, den er bei der Einfuhr des ersten Truthahns nach Indien an den Tag gelegt hatte, und befragte Roe eingehend zu den vielen kuriosen Eigenheiten Europas. Für das Komitee, das die Gemälde im britischen Unterhaus plante, markierte diese Begegnung den Beginn des britischen Engagements in Indien: zwei Nationalstaaten, die zum ersten Mal in direkten Kontakt miteinander traten. Doch wie das erste Kapitel dieses Buches zeigt, begannen die Beziehungen Großbritanniens zu Indien in Wirklichkeit keineswegs mit diplomatischen Bemühungen und einem Treffen königlicher Gesandter, sondern mit einer Handelsmission unter der Leitung von Kapitän William Hawkins, einem ständig betrunkenen Seebären, der bei der Company angestellt war und dem der Großmogul bei seiner Ankunft in Agra eine Ehefrau anbot, die Hawkins dankbar mit zurück nach England nahm. Diese Version der Geschichte wollte das Hanging Committee des House of Commons lieber vergessen.

In vielerlei Hinsicht war die East India Company ein Musterbeispiel an wirtschaftlicher Effizienz: In den ersten hundert Jahren ihres Bestehens hatte sie in ihrer Zentrale nur 35 feste Mitarbeiter. Und doch gelang dieser spärlichen Belegschaft ein beispielloser unternehmerischer Coup:

die militärische Eroberung, Unterwerfung und Plünderung weiter Teile Südasiens. Bis heute hat es in der Geschichte dieser Welt kein zweites Unternehmen gegeben, das in einem vergleichbaren Maßstab Gewalt ausgeübt hat.

Für den erstaunlichen Erfolg der Company führen Historiker zahlreiche Gründe an: die Zersplitterung des indischen Mogulreiches in viele winzige, miteinander konkurrierende Staaten, den militärischen Vorsprung, den die Innovationen Friedrichs des Großen den europäischen Unternehmen verschafft hatte, und vor allem die europäischen Neuerungen in Sachen Staatsführung, Steuer- und Bankwesen, die es der Company ermöglichten, im Nu riesige Geldsummen zu beschaffen. Denn den Hintergrund der scharlachroten Uniformen und der palladianischen Paläste, der Tigerjagden und der Tanzabende im Government House bildeten stets die Bilanzen der Buchhalter der Company mit ihren Kontenblättern, die Gewinne und Verluste auswiesen, und der schwankende Aktienkurs der Company an der Londoner Börse. Der entscheidende Faktor war indes die Unterstützung, die die East India Company seitens des britischen Parlaments genoss. Die Beziehung zwischen EIC und Parlament wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts immer symbiotischer, bis daraus schließlich etwas wurde, das wir heute als öffentlich-private Partnerschaft bezeichnen würden. Zurückgekehrte «Nabobs» wie Clive nutzten ihren Reichtum, um sowohl Abgeordnete als auch Sitze im Parlament zu kaufen – die berühmten *rotten boroughs*. Im Gegenzug unterstützte das Parlament die Company mit staatlicher Macht in Form von Schiffen und Soldaten, die sie benötigte, als die Ostindienkompanien der Franzosen und der Briten aufeinander losgingen.

Denn die Company hatte stets zwei Ziele vor Augen: zum einen die Länder, in denen sie ihre Geschäfte abwickelte, und zum anderen das Land, in dem sie aus der Taufe gehoben worden war – ihre Anwälte, Lobbyisten und Abgeordneten arbeiteten ganz gemächlich und subtil daran, die Gesetzgebung des Parlaments in England zu ihren Gunsten zu beeinflussen und zu untergraben. Man geht gewiss nicht fehl, wenn man behauptet, dass die East India Company den Konzernlobbyismus erfunden hat. Im Jahre 1693, nicht einmal hundert Jahre nach ihrer Gründung, wurde zum



ersten Mal aufgedeckt, dass die EIC ihre eigenen Aktien verwendete, um Parlamentarier zu kaufen, und jährlich die gewaltige Summe von 1200 Pfund (heute: 144 000 €) an prominente Abgeordnete und Minister zahlte. Die parlamentarische Untersuchung dieses ersten Lobbykandals der Welt befand die EIC der Bestechung und des Insiderhandels für schuldig und führte zur Amtsenthebung des Lord President of the Council und zur Inhaftierung des Gouverneurs der EIC.

Obwohl sie ihr gesamtes Handelskapital dauerhaft dem britischen Staat lieh, betonte die East India Company immer dann, wenn es gerade opportun für sie war, ihre rechtliche Trennung von der Regierung. So argumentierte sie mit Nachdruck (und mit Erfolg), dass das von Shah Alam 1765 unterzeichnete Dokument – die sogenannten Diwani-Rechte – rechtlich gesehen Eigentum der Company und nicht der Krone sei, obwohl die Regierung enorme Summen für Marine- und Militäroperationen zum Schutz der Erwerbungen der EIC in Indien ausgegeben hatte. Allerdings waren die Parlamentarier, die für die Aufrechterhaltung dieser rechtlichen Trennung stimmten, nicht gerade neutral: Fast ein Viertel von ihnen besaß Aktien der Company, und diese Aktien wären im Falle einer Übernahme durch die Krone im Wert stark gesunken. Aus demselben Grund avancierte der Schutz der Company vor ausländischer Konkurrenz zu einem der wichtigsten Ziele britischer Außenpolitik.

Die auf dem Gemälde dargestellte Transaktion sollte katastrophale Folgen haben. Die EIC war wie alle Privatunternehmen dieser Art – damals wie heute – allein ihren Aktionären Rechenschaft schuldig. Da sie gar kein Interesse daran hatte, die Region gerecht zu verwalten oder dafür zu sorgen, dass es den Menschen dort langfristig gut ging, dauerte es nicht lange, bis sie ihre Vorherrschaft dazu nutzte, Bengalen einfach nur auszuplündern und seine Reichtümer möglichst rasch nach Westen zu transferieren.

Die bereits durch Krieg verwüstete Provinz wurde 1769 von einer Hungersnot heimgesucht und durch hohe Steuern weiter ruiniert. Die Art und Weise, wie die Company beim Steuereintreiben vorging, bezeichneten Zeitgenossen als «den Honigbaum schütteln» – heute würde man ihre Methoden als schwere Menschenrechtsverletzungen definieren. Der



Reichtum Bengalens floss im Handumdrehen nach Großbritannien, und die einst wohlhabenden bengalischen Weber und Handwerker wurden von ihren neuen Herren «wie Sklaven» behandelt.

Ein Teil der Beute aus Bengalen floss direkt in Clives Taschen. Er kehrte mit einem Privatvermögen nach Großbritannien zurück, das auf 234 000 Pfund beziffert wird, was ihn aus dem Stand zum reichsten Self-mademan Europas machte. Nachdem die EIC im Jahre 1757 die Schlacht bei Palashi gewonnen hatte (wobei Verrat, gefälschte Verträge, Einflussnahme durch Bankiers und Bestechungsgelder mindestens eine ebenso große Rolle spielten wie militärisches Geschick), transferierte er nicht weniger als 2,5 Millionen Pfund (heute: 299,6 Mio. €), die er von den besiegten Herrschern Bengalens erbeutet hatte, zur Schatzkammer der EIC – eine für die damalige Zeit geradezu unerhörte Summe. Dafür war keine große Raffinesse erforderlich. Der gesamte Inhalt der bengalischen Schatzkammer wurde kurzerhand auf hundert Boote verladen und vom Palast des Nawabs von Bengalen in Murshidabad den Ganges hinunter nach Fort William, dem Hauptquartier der Company in Kalkutta, gefahren. Ein Teil des Erlöses wurde später für den Wiederaufbau von Powis Castle verwendet.

Das Gemälde von Clive und Shah Alam, das in Powis Castle hängt, ist auf subtile Weise trügerisch: Der Maler, Benjamin West, war nie in Indien gewesen. Schon damals merkte ein Kritiker an, die Moschee im Hintergrund erinnere ihn verdächtig «an unsere ehrwürdige Kuppel von St. Paul's». In Wirklichkeit hatte es gar keine öffentliche Zeremonie gegeben. Die Übergabe fand im privaten Rahmen statt, in Clives gerade erst auf dem Paradeplatz der jüngst eroberten Mogulfestung in Allahabad aufgeschlagenem Zelt. Was den seidenen Thron von Shah Alam betrifft, so handelte es sich dabei in Wirklichkeit um Clives Sessel, der für diesen Anlass auf seinen Esszimmertisch gehievt und mit einem Laken aus Chintz bedeckt worden war. Später taten die Briten so, als handele es sich dabei um ein ordnungsgemäß ausgehandeltes Abkommen, indem sie das Dokument als «Vertrag von Allahabad» bezeichneten, doch in Wirklichkeit hatte Clive alle Bedingungen diktiert, und der verängstigte Shah Alam hatte sie einfach durchgewunken. Wie der zeitgenössische mogulische

Historiker Ghulam Hussain Khan es ausdrückte: «Eine Angelegenheit von solchem Ausmaß, dass es zu jeder anderen Zeit die Entsendung kluger Botschafter und fähiger Unterhändler sowie zahlreiche Verhandlungen und Konflikte mit den Ministern erfordert hätte, wurde in kürzerer Zeit erledigt, als man üblicherweise für den Verkauf eines Esels, eines Lasttiers oder eines Stück Viehs benötigte.»<sup>3</sup>

Schon bald weitete die EIC ihre Aktivitäten aus. Seit der Römerzeit war der Gold- und Silberbestand des Westens kontinuierlich in Richtung Osten abgeflossen – die Company kehrte diese Handelsbilanz quasi im Alleingang um. Die EIC transportierte Opium nach China und führte später die Opiumkriege, um sich einen Stützpunkt in Hongkong zu erobern und ihr profitables Rauschgiftmonopol zu sichern.

Sie verschiffte chinesischen Tee weiter nach Westen, nach Massachusetts, wo im Hafen von Boston verklappter Tee den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auslöste. Eine der größten Befürchtungen der amerikanischen Patrioten vor dem Krieg war, dass das Parlament die East India Company Nord- und Südamerika ausplündern lassen würde wie schon zuvor Indien. Im November 1773 bezeichnete der Patriot John Dickinson den Tee der EIC als «verfluchten Unrat» und warnte, ein eventuelles Regime der East India Company in Amerika sei, als werde man «von Ratten gefressen». Diese «beinahe bankrotte Gesellschaft», die sich in Bengalen durch «beispiellose Barbareien, Erpressung und Monopolbildung» hervorgetan habe, «richtet nun den Blick auf Amerika als ihre neue Bühne, auf welcher sie ihre mannigfaltigen Talente ausleben will: Raub, Unterdrückung und Grausamkeit».<sup>4</sup>

Bis 1803, dem Jahr, in dem die EIC die Mogulhauptstadt Delhi eroberte und den blinden Monarchen Shah Alam in seinem zerstörten Palast gefangen nahm, hatte die Company eine Privatarmee ausgebildet, die mit rund 200 000 Mann doppelt so groß war die britische Armee. Sie verfügte über mehr Feuerkraft als irgendein anderer Staat in Asien.

Eine Handvoll Geschäftsleute von einer Insel irgendwo am Rande des fernen Europas beherrschte nun ein Gebiet, das sich über ganz Nordindien erstreckte, von Delhi im Westen bis Assam im Osten. Fast die gesamte Ostküste sowie sämtliche strategisch wichtigen Orte an der Westküste

zwischen Gujarat und Kap Komorin befanden sich in den Händen der Company. Im Laufe von etwas mehr als 40 Jahren war es ihr gelungen, fast den gesamten Subkontinent mit seinen 50 bis 60 Millionen Einwohnern zu unterjochen. Sie waren die Nachfolger eines Reiches, in dem selbst kleine Provinznawabs und Gouverneure über Gebiete herrschten, die größer und bevölkerungsreicher waren als die größten Länder Europas.

Wie es einer ihrer Direktoren ausdrückte, bildete die EIC «ein Reich im Reich» und besaß die Macht, überall im Osten nach Belieben Krieg zu führen oder Frieden zu schließen. Darüber hinaus hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits einen riesigen hochentwickelten Verwaltungsapparat und einen öffentlichen Dienst aufgebaut sowie einen großen Teil der Londoner Docklands errichtet, fast die Hälfte des britischen Handels wurde von ihr abgewickelt. Kein Wunder, dass sich die EIC damals selbst als «prächtigste Handelsgesellschaft des Universums» bezeichnete. Doch genau wie einige heutige Megakonzerne war die EIC bei all ihrer Macht zugleich merkwürdig anfällig für konjunkturelle Unsicherheiten. Gerade einmal sieben Jahre nachdem ihr die Diwani-Rechte verliehen worden waren und sie sich die Reichtümer der bengalischen Schatzkammer unter den Nagel gerissen hatte, woraufhin sich der Aktienkurs der Gesellschaft über Nacht verdoppelt hatte, platzte die Ostindien-Blase, da Plünderungen und Hungersnöte in Bengalen zu massiven Ausfällen bei den erwarteten Landabgaben führten. Die EIC blieb auf anderthalb Millionen Pfund (heute: 179,6 Mio. €) Verbindlichkeiten sitzen und schuldete der Krone mehr als eine Million Pfund (heute: 119,7 Mio. €) an unbezahlten Steuern. Als dies bekannt wurde, fielen 30 Banken in ganz Europa um wie Domino-Steine und brachten den Handel zum Erliegen.

Das Unternehmen musste reinen Tisch machen und um massive staatliche Unterstützung bitten – ein Vorgang, der uns heute erschreckend vertraut vorkommt. Am 15. Juli 1772 baten die Direktoren der East India Company die Bank of England um einen Kredit von 400 000 Pfund (heute: 47,9 Mio. €). Zwei Wochen später kamen sie wieder und baten um weitere 300 000 Pfund (heute: 35,9 Mio. €), bekamen allerdings nur 200 000 Pfund (heute: 23,9 Mio. €). Im August gestanden die Direktoren der Regierung hinter vorgehaltener Hand, dass sie eine weitere, noch nie

dagewesene Summe benötigten: eine Million Pfund. Der offizielle von Edmund Burke verfasste Bericht des folgenden Jahres sagte voraus, die finanziellen Probleme der EIC könnten die Regierung «wie ein Mühlstein in einen bodenlosen Abgrund reißen [...]. Diese verfluchte Gesellschaft wird noch das ganze Land, welches diese Natter an seinem Busen genährt hat, zerstören.»

Aber die East India Company war zu groß, um zu scheitern. Und so wurde im folgenden Jahr, 1773, das erste aggressive multinationale Unternehmen der Welt durch eines der ersten Mega-Rettungspakete der Geschichte gerettet. Es war das erste Mal, dass sich ein Nationalstaat als Gegenleistung für die Rettung eines bankrotten Unternehmens das Recht vorbehielt, es streng zu regulieren.

\*

Ziel dieses Buches ist es nicht, eine vollständige Geschichte der East India Company zu liefern, geschweige denn eine wirtschaftliche Analyse ihrer geschäftlichen Aktivitäten. Vielmehr sucht es eine Antwort auf die Frage, wie es einem einzigen Unternehmen mit Sitz in einem Londoner Bürohaus gelingen konnte, zwischen 1756 und 1803 das mächtige Mogulreich als Herrscher über den riesigen Subkontinent abzulösen.

Es erzählt die Geschichte, wie die Company ihre Hauptkonkurrenten – die Nawabs von Bengalen und Avadh, das Sultanat Mysore und den Marathenbund – besiegte, um Großmogul Shah Alam unter ihre Fittiche zu nehmen. Dieser arme Mann musste fünfzig Jahre lang mitansehen, wie die Company in Indien wütete und im Zuge dessen von einer bescheidenen Handelsgesellschaft zu einer vollwertigen imperialen Macht aufstieg. Die Biografie Shah Alams bildet so etwas wie das Rückgrat dieses Buchs.

Heute ist sich die Forschung einig, dass das 18. Jahrhundert in Indien mitnichten ein «dunkles Zeitalter» war, wie Historiker früherer Generationen glaubten. Vielmehr führte der politische Niedergang des Mogulreiches zu einem wirtschaftlichen Aufschwung in anderen Teilen des Subkontinents, und ein Großteil der neueren Forschung widmet sich der Aufgabe, diese These zu vertiefen.<sup>5</sup> Doch all die brillanten Aufsätze über den regionalen

Aufschwung ändern nichts daran, dass in den Kerngebieten des Mogulreiches, insbesondere um Delhi und Agra herum, den größten Teil des 18. Jahrhunderts Anarchie herrschte. In den Worten von Fakir Khair ud-Din Illahabadi: «Unordnung und Korruption suchten nicht länger, sich zu verstecken, und das einst friedliche Reich Indien wurde zu einer Wohnstatt der Anarchie (*dâr al-amn-i Hindûstân dâr al-fitan gasht*). Schon bald entbehrte die mogulische Monarchie jeglicher Substanz, war sie zu einem bloßen Namen oder Schatten verblasst.»<sup>6</sup>

Angeichts der Tatsache, dass nicht nur einige unzufriedene Einwohner des Mogulreiches wie Fakir Khair ud-Din und Ghulam Hussain Khan diese Anarchie erwähnten, sondern jeder einzelne Reisende der damaligen Zeit, gehe ich davon aus, dass der Revisionismus hier ein wenig zu weit gegangen ist. Von Law und Modave bis zu Pollier und Franklin berichteten fast alle Augenzeugen des ausgehenden 18. Jahrhunderts immer wieder über das endlose Blutvergießen und das herrschende Chaos und erwähnten, wie schwierig es in einem Großteil des Landes war, von A nach B zu gelangen, wenn man nicht von einer bis an die Zähne bewaffneten Eskorte begleitet wurde. Diese Augenzeugen waren es, die erstmals den Begriff der Großen Anarchie in Umlauf brachten.

Die zahlreichen Kriege und Plünderungen der Company in Bengalen, Bihar und Orissa vor allem in den 1750er bis 1770er Jahren trugen erheblich zu den Unruhen bei, die auch Regionen erfassten, die weit von Delhi entfernt waren. Das ist der Grund, warum ich meinem Buch diesen Titel gegeben habe. Sicherlich ist es keine einfache Aufgabe, ein angemessenes Verhältnis zu finden zwischen der Darstellung der unruhigen, chaotischen und extrem gewalttätigen Militärgeschichte jener Zeit und der Würdigung der langfristigen Konsolidierung neuer politischer, wirtschaftlicher und sozialer Formationen, wie sie Richard Barnett und mein alter Cambridge-Professor Chris Bayly so gut herausgearbeitet haben. Ich weiß nicht genau, ob bisher jemand herausgefunden hat, wie das beides zusammenpasst, aber mein Buch möchte die Quadratur dieses Kreises wagen.

Dieses Buch basiert hauptsächlich auf den umfangreichen Dokumenten der East India Company. Die Dokumente aus ihrem Hauptquartier und die Depeschen ihrer indischen Angestellten an die Direktoren in der

Leadenhall Street füllen heute viele Regalmeter im Keller der British Library in London. Die vielfach umfangreicheren und aufschlussreicheren Dokumente aus dem indischen Hauptquartier der Company im Government House und in Fort William in Kalkutta befinden sich heute in den National Archives of India (NAI) in New Delhi. Auf Letztere habe ich mich bei meinen Recherchen konzentriert.

Allerdings sind Dokumente aus dem 18. Jahrhundert viel schwerer zu lokalisieren als die gut katalogisierten Sammlungen solcher Aufzeichnungen aus dem 19. Jahrhundert. In den ersten Wochen gelang es mir nicht einmal, die meisten Indizes zu finden; hier halfen mir zwei brillante und stets geduldige Angestellte der NAI, Jaya Ravindran und Anumita Bannerjee, die gemeinsam die Hinterzimmer und Lagerräume durchkämmten, bis sie die Indizes aufgestöbert hatten. Der Lohn für die Mühe war beachtlich. Nur wenige Wochen später hatte ich nicht nur den originalen Geheimdienstbericht aus Port Lorient in Händen, der dazu führte, dass die Company Gouverneur Roger Drake mit dem Wiederaufbau der Mauern von Kalkutta beauftragte (der *casus belli*, der Siraj ud-Daulas erste Reaktion provozierte), sondern auch Clives erste Depesche vom Schlachtfeld bei Palashi.

Neben diesen englischsprachigen Aufzeichnungen der Company habe ich ausgezeichnete persischsprachige Geschichtswerke verwendet, die von hochgebildeten Historikern, Adligen, Munishis und Schreibern der Moguln im 18. Jahrhundert verfasst wurden. Das beste dieser Werke, *Seir Mutaqherin* («Betrachtung der modernen Zeiten») des brillanten jungen mogulischen Historikers Ghulam Hussain Khan, ist die mit Abstand aufschlussreichste indische Quelle aus jener Zeit und liegt seit den 1790er Jahren in englischer Sprache vor, doch viele andere, ebenso bedeutsame persischsprachige historische Schriften aus jener Zeit sind bislang weder übersetzt noch publiziert worden.

Diese Texte habe ich mithilfe meines langjährigen Mitarbeiters Bruce Wannell ausgiebig nutzen können, dessen hervorragende Übersetzungen solch obskurer Quellen wie des *Ibrat Nama* («Buch der Ermahnung») von Fakir Khair ud-Din Illahabadi oder des *Tarikh-i Muzaffari* von Mohammad Ali Khan Ansari von Panipat, die er über mehrere Monate hinweg in seinem



Zelt im Garten meiner Ziegenfarm in Mehrauli anfertigte, für dieses Projekt von nicht minder großer Bedeutung waren wie seine herausragende Kenntnis des Indiens des 18. Jahrhunderts und der islamischen Welt im Allgemeinen. Besonders dankbar bin ich Bruce für die Zeit, die er im MAAPRI Research Institute in Tonk im Bundesstaat Rajasthan damit zubrachte, eine bisher nirgends verwendete Biografie Shah Alams, *Shah Alam Nama* von Munshi Munna Lal, zu übersetzen, und für seine Gespräche mit Jean Deloche in Pondicherry, die in seiner exzellenten Übertragung mehrerer noch nicht übersetzter und weitgehend unerschlossener französischer Quellen aus dem 18. Jahrhundert resultierten: u. a. der Memoiren von Gentil, Madec, Law und vor allem der wunderbaren *Voyages* des Comte de Modave, eines weltgewandten Freundes und Nachbarn Voltaires aus Grenoble, der einen raffinierten, sarkastischen und scharfsinnigen Blick auf die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts warf, von den breiten Boulevards Kalkuttas unter der Herrschaft der EIC bis hin zu den Ruinen von Shah Alams im Niedergang begriffener Hauptstadt Delhi.

\*

Nach sechs Jahren Forschung über die Company habe ich zahlreichen Menschen zu danken. Zuallererst möchte ich an dieser Stelle Lily Tekseng danken, die monatelang für mich geschuftet und Manuskripte abgetippt hat, die ich in den National Archives of India ausgegraben hatte, sowie meiner Schwägerin Katy Rowan und Harpavan Manku, die in London eine ähnliche Aufgabe übernommen und sich erfolgreich mit den offiziellen Aufzeichnungen der Company und der privaten Korrespondenz von Clive, Hastings, Cornwallis und Wellesley herumgeplagt haben. Nicht weniger dankbar bin ich Aliya Naqvi und Katherine Butler Schofield, die Shah Alams Verse in wunderschönes Englisch übertragen haben.

Viele Freunde und Bekannte haben die unterschiedlichen Fassungen dieses Buches gelesen, ihnen möchte ich ganz besonders danken: Peter Marshall, Rajat Datta, Robert Travers, Najaf Haider, Lakshmi Subramanian,

Jean-Marie Lafont, Nonica Datta, Sonal Singh, Vijay Pinch, Mahmood Farooqui, Yashashwini Chandra, Narayani Basu, Katherine Butler Schofield, Mala Singh, Rory Fraser, Sam Miller, Gianni Dubbini, Jeremy Parkinson, Riya Sarkar, Chiki Sarkar, Jayanta Sengupta, Adam Dalrymple und Nandini Mehta.

Viele weitere Freunde und Bekannte haben mir unschätzbare Hilfe geleistet. In Indien: B. N. Goswamy, Ebba Koch, Momin Latif, John Fritz, George Michel, Shashi Tharoor, Chander Shekhar, Jagdish Mittal, Diana Rose Haobijam, Navtej Sarna, Tanya Kuruvilla, S. Gautam, Tanya Banon und Basharat Peer. Mein besonderer Dank gebührt Lucy Davison von Banyan, dem mit Abstand besten Reisebüro in Indien. Sie hat die Logistik für meine Forschungsreisen entlang der karnatischen Küste, nach Srirangapatnam, nach Tonk, durch den Dekkan nach Pune und – die wohl denkwürdigste Reise – nach Kalkutta und Murshidabad zu Durga Puja organisiert.

In Pakistan: Fakir Aijazuddin, Ali Sethi, Hussain und Aliya Naqvi und Abbas von den Punjab Archives, die mir großzügigen Zugang zu Quellen auf Persisch und Urdu verschafft haben.

In den USA: Muzaffar Alam, Maya Jasanoff, Ayesha Jalal, Ben Hopkins, Nile Green, Sanjay Subramanyam, Durba Ghosh, Elbrun Kimmelman und Navina Haidar.

In Großbritannien: Nick Robbins, Saqib Baburi, Ursula Sims-Williams, Jon Wilson, Malini Roy, Jerry Losty, John Falconer, Andrew Topsfield, Linda Colley, David Cannadine, Susan Stronge, Amin Jaffer, Anita Anand, Ian Trueger, Robert Macfarlane, Michael Axworthy, David Gilmour, Rory Stewart, Charles Allen, John Keay, Tommy Wide, Monisha Rajesh, Aarathi Prasad, Farrukh Husain, Charles Grieg, Rosie Llewellyn-Jones, Richard Blurton, Anne Buddle, Sam Murphy, Henry Noltie, Robert Skelton, Francesca Galloway, Sam Miller, Shireen Vakil, Zareer Masani, Tirthankar Roy, Brigid Waddams, Barnaby und Rose Rogerson, Anthony und Sylvie Sattin, Hew, Jock und Rob Dalrymple und der leider verstorbene Chris Bayly, dessen Vorlesungen in Cambridge vor über 30 Jahren mein Interesse an den komplexen Zusammenhängen der Geschichte Indiens im 18. Jahrhundert weckten.



Wie immer schätze ich mich glücklich, dass ich den unvergleichlichen David Godwin als Agenten habe und ich bei meinem Verlag Bloomsbury mit so einem großartigen Team zusammenarbeiten darf: Alexandra Pringle, Trâm-Anh Doan, Lilidh Kendrick, Emma Bal, Richard Charkin, Yogesh Sharma, Meenakshi Singh, Faiza Khan, Ben Hyman und vor allem Mike Fishwick, der seit über 30 Jahren mein Lektor ist. Außerdem danke ich Vera Michalski bei Buchet Chastel und dem unvergleichlichen Roberto Calasso bei Adelphi in Italien.

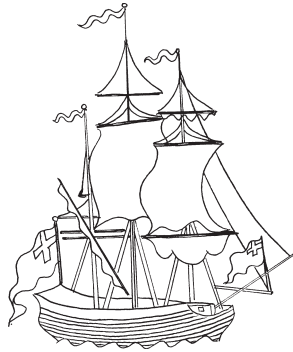
Meine wunderbare Familie – Olivia, Ibbey, Sam und Adam – haben dafür gesorgt, dass mich während der langen sechs Jahre, die ich brauchte, bis dieses Buch das Licht der Welt erblickte, weder den Verstand verlor noch den Spaß an der Arbeit. Vor allem Olive war ein Fels in der Brandung, nicht nur in emotionaler Hinsicht, sondern auch als treibende Kraft hinter diesem Projekt – sie ist meine erste und beste Redakteurin und meine stets geduldige, großzügige und liebevolle Lebensgefährtin. Ich stehe tief in ihrer Schuld und in der meiner geliebten Eltern, die beide während der Jahre, die ich an diesem Buch arbeitete, verstorben sind. Vor allem mein Vater war fest davon überzeugt, dass ich es niemals fertigstellen würde, und tatsächlich hat er das Ende nicht mehr miterlebt: Er starb am Tag nach Weihnachten, als mir noch zwei Kapitel fehlten. Er hat mich die wichtigsten Lektionen im Leben gelehrt, und ihm habe ich meine Liebe zur Geschichte zu verdanken. Deshalb widme ich dieses Buch seinem Andenken.

William Dalrymple

North Berwick – Chiswick – Mehrauli,

März 2013 bis Juni 2019





## KAPITEL 1

**1599**

Während William Shakespeare in seinem Haus ein Stück flussabwärts vom Globe Theatre in Southwark über einem Entwurf für *Hamlet* brütete, versammelte sich am 24. September 1599 eine Meile nördlich – über die Themse und dann kaum zwanzig Minuten zu Fuß – eine bunt zusammengewürfelte Truppe von Londonern in einem riesigen Fachwerkgebäude, durch dessen Tudorfenster die Sonne schien.<sup>1</sup>

Schon damals galt diese Versammlung als historisches Ereignis, und mehrere Notare waren anwesend, um mit Feder und Tinte festzuhalten, welch ungewöhnlich vielfältiger Querschnitt der Bewohner des elisabethanischen London sich an diesem Tag in der Founders' Hall in der Nähe der Moorgate Fields versammelt hatte.<sup>2</sup> Ganz oben auf der Leiter der gesellschaftlichen Hierarchie stand der stattliche Lord Mayor höchstpersönlich, Sir Stephen Soame, in scharlachrotem Barchent und mit seiner goldenen Amtskette um den Hals. Begleitet wurde er von zweien seiner Vorgänger im Amt und mehreren ranghohen Aldermen der Stadt, feisten Vertretern des elisabethanischen Bürgertums, deren weißbärtige Gesichter auf filigran wirkenden Halskrausen aus Batist thronten.<sup>3</sup> Der mächtigste von ihnen war der spitzbärtige Sir Thomas Smythe, Revisor der Stadt London, der Hermelinkragen und Zylinder trug. Er hatte mit dem

Import von Johannisbeeren von den griechischen Inseln und Gewürzen aus Aleppo ein Vermögen verdient. Einige Jahre zuvor hatte «Auditor Smythe» an der Gründung der Levant Company mitgewirkt, die ihm seither als Vehikel für seine Handelsreisen diente; er war es auch, der diese Zusammenkunft anberaumt hatte.<sup>4</sup>

Außer diesen beleibten Säulen der Stadt London waren neben einer Anzahl weniger exaltierter Kaufleute, die hofften, ihr Vermögen zu mehren, auch mehrere ehrgeizige aufstrebende Männer aus bescheideneren Verhältnissen zugegen, deren Berufe die Notare gewissenhaft notierten: einige Lebensmittelhändler, Tuchmacher und Kurzwarenhändler sowie ein Schneider, ein Wein-, ein Leder- und ein Pelzhändler.<sup>5</sup> Ebenfalls anwesend waren mehrere narbenübersäte Soldaten, Matrosen und bärtige Abenteurer von den Docks von Woolwich und Deptford, wettergegerbte Seebären, von denen einige zehn Jahre zuvor gegen die Spanische Armada gekämpft hatten; sie trugen Wämser und goldene Ohrringe und hatten ihre Seemannsdolche diskret in den Gürtel gesteckt. Einige dieser Matrosen hatten mit Drake und Raleigh in den warmen Gewässern der Karibik gegen spanische Schatzschiffe gekämpft, und als sie den Notaren ihren Beruf nannten, verwendeten sie einen harmlos klingenden elisabethanischen Euphemismus und bezeichneten sich als «*privateers*» – «Freibeuter». Zu guter Letzt befand sich ein Grüppchen von Entdeckern und Reisenden vor Ort, die noch weiter herumgekommen waren: der Arktisforscher William Baffin zum Beispiel, nach dem die Baffin Bay zwischen Grönland und Kanada benannt ist, aber auch der selbsternannte «Historiograf der Reisen nach Ostindien», der junge Richard Hakluyt, der von den Abenteurern 11 Pfund und 10 Schilling (heute: ca. 1370 €) dafür erhalten hatte, dass er alles zusammentrug, was damals in England über den Seeweg nach Indien und die sogenannte Gewürzroute bekannt war.<sup>6</sup>

Eine dermaßen bunt zusammengewürfelte Truppe sah man selten unter einem Dach, und doch hatten sich alle Anwesenden zu ein und demselben Zweck eingefunden: sich von der alternden Königin Elisabeth I., die mit ihren 66 Jahren stets Perücke und weiße Schminke trug, das Vorrecht gewähren zu lassen, ein Unternehmen zu gründen, «um auf der vermeintlichen Reise nach Ostindien sowie mit anderen dortigen

Inseln und Ländern Handel zu treiben [...] durch Kauf oder Tausch solcher Waren, Edelsteine oder Handelsgüter, wie sie jene Inseln oder Länder wohl verkaufen oder anbieten mögen [...] (auf dass es dem Herrn gefalle, diese Geschicke zu fördern)».<sup>7</sup> Zwei Tage zuvor hatte Smythe 101 wohlhabende Kaufleute zusammengetrommelt und sie dazu gebracht, Anteile im Wert zwischen 100 und 3000 Pfund (heute: 11 400 bis 342 000 €) vorzubestellen – für damalige Verhältnisse beträchtliche Summen. Insgesamt sicherte sich Smythe Zusagen über 30 133 Pfund, 6 Shilling und 8 Pence (heute: über 3,4 Mio. €). Die Investoren unterzeichneten einen Vertrag und trugen ihren Beitrag «eigenhändig», wie sie erklärten, in das Subskriptionsbuch ein, «zur Ehre unseres Vaterlandes und zur Förderung des Handels und des Warenverkehrs im Königreich England».

\*

Legt man geschichtliche Zusammenhänge dar, ist man meistens schlecht beraten, wenn man das Pferd von hinten aufzäumt. Wie wir wissen, kontrollierte die britische East India Company (EIC) später fast die Hälfte des Welthandels und stieg zum mächtigsten Privatunternehmen der Geschichte auf, zu einem – wie Edmund Burke es in einem berühmten Zitat formulierte – «Staat im Gewand eines Händlers». Im Rückblick erscheint der steile Aufstieg der Company geradezu unausweichlich. Doch 1599 sah das noch ganz anders aus. Im Grunde gab es zum Zeitpunkt ihrer Gründung kaum ein Unternehmen, das weniger erfolversprechend daherkam.

England war zu diesem Zeitpunkt ein relativ armes, hauptsächlich agrarisch geprägtes Land, in dem fast hundert Jahre lang heftige Auseinandersetzungen über ebenjenes Thema stattgefunden hatten, das die Menschen jener Epoche spaltete wie kein zweites: die Religion.<sup>8</sup> Im Zuge dessen hatten sich die Engländer in einem Akt, der vielen ihrer klügsten Köpfe geradezu selbstzerstörerisch vorkam, unilateral von der mächtigsten Institution Europas losgesagt und sich damit in den Augen vieler Europäer selbst ins Aus katapultiert. Folgerichtig sahen sich die nunmehr von ihren fassungslosen Nachbarn isolierten Engländer gezwungen, den Globus nach neuen Märkten und Handelsmöglichkeiten in fernen

Ländern abzusuchen. Und das taten sie mit einer geradezu seeräuberischen Begeisterung.

Sir Francis Drake ging mit gutem Beispiel voran. Drake hatte sich zu Beginn der 1560er Jahre einen Namen als Freibeuter gemacht, als er am Isthmus von Panama mit Silber beladene spanische Maultierkarawanen überfiel, die auf dem Weg von den Minen zum Hafen waren. Mit einem Teil seines Profits aus den Einnahmen aus solchen Überfällen brach Drake 1577 zu seiner dreijährigen Weltumsegelung mit der *Golden Hinde* auf. Es war erst das dritte Mal in der Geschichte, dass jemand eine Weltumsegelung wagte. Ermöglicht wurde sie durch die Entwicklung von Kompass und Astrolabium – und durch die sich immer weiter verschlechternden Beziehungen zu Spanien und Portugal.<sup>9</sup>

Drake war «in großer Hoffnung auf Gold [und] Silber, [...] Gewürze, Drogen, Karmin» in See gestochen und finanzierte seine Reise durch ständige Überfälle auf iberische Schiffe. Nachdem er unterwegs eine besonders reich beladene portugiesische Karacke gekapert hatte, kehrte Drake mit einer reichen Ladung aus «Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen» im Wert von über 100 000 Pfund (heute: über 11,4 Mio. €) zurück – es war eine der profitabelsten Entdeckungsreisen überhaupt. Sein Vorgehen gegen die älteren und wohlhabenderen iberischen Königreiche, die damals Süd- und Mittelamerika beherrschten, war offiziell von der Krone zugelassen; im Grunde genommen war es nichts anderes als eine Form organisierten Verbrechens, das vom elisabethanischen Staat geduldet und von den Oligarchen in Whitehall und Charing Cross kontrolliert wurde. Als Drakes Rivale Sir Walter Raleigh und seine Mannschaft von einem ähnlichen Raubzug zurückkehrten, wurden sie vom spanischen Botschafter öffentlich als «Piraten, Piraten, Piraten» bezeichnet.<sup>10</sup>

Eine ganze Reihe der Männer, die an diesem Tag in der Founders' Hall anwesend waren, hätte der spanische Botschafter ebenfalls als «Piraten» bezeichnet. Den potenziellen Investoren der Company war bewusst: Diese Seefahrer und Abenteurer mochten talentierte Freibeuter sein, doch einen florierenden Fernhandel zu unterhalten oder eine lebensfähige Kolonie zu gründen und langfristig zu unterhalten – das waren anspruchsvollere Aufgaben, und in dieser Hinsicht hatten die Männer

bislang wenig aufzuweisen. Im Vergleich zu vielen ihrer europäischen Nachbarn waren die Engländer in beiden Bereichen absolute Amateure.

Ihre Suche nach der sagenumwobenen Nordwestpassage zu den Gewürzinseln hatte in einer Katastrophe geendet und sie nicht wie geplant zu den Molukken, sondern an den Rand des Polarkreises geführt. Ihre Galeonen waren im Packeis stecken geblieben, die ramponierten Rümpfe waren von Eisbergen durchbohrt worden, und Eisbären hatten die nur mit Piken bewaffneten Besatzungen zerfleischt.<sup>11</sup> Den Engländern war es nicht einmal gelungen, ihre neuen protestantischen Siedlungen in Irland zu schützen, die sich 1599 heftiger Angriffe erwehren mussten. Ihre Versuche, sich mit unlauteren Mitteln in den karibischen Sklavenhandel einzumischen, waren gescheitert, und die bisherigen Bemühungen der Engländer in Nordamerika hatten in einem völligen Desaster geendet.

Im Jahre 1584 hatte Sir Walter Raleigh die erste britische Siedlung in Nordamerika gegründet, auf der Insel Roanoke südlich der Chesapeake Bay, in einem Gebiet, das er nach seiner Königin «Virginia» taufte. Aber kaum ein Jahr später wurde die Kolonie schon wieder aufgegeben – als im Juni 1586 die Hilfsflotte eintraf, fand man die Siedlung verlassen vor. Eine Schiffsladung eifriger neuer Kolonisten sprang von Bord und stellte fest, dass sowohl die Palisaden als auch die Häuser innerhalb der Siedlung zerstört waren. Den einzigen Hinweis darauf, was den Siedlern widerfahren war, boten ein Skelett und der in Großbuchstaben in einen Baum geritzte Name des örtlichen Indianerstammes: CROATOAN. Von den 90 Männern, 17 Frauen und 11 Kindern, die Raleigh nur zwei Jahre zuvor dort abgesetzt hatte, fehlte jede Spur. Es war, als hätten sich die Siedler in Luft aufgelöst.<sup>12</sup>

Sogar die beiden erfahrensten Seefahrer Londons, die den Osten erkundet hatten und die beide in der Founders' Hall anwesend waren, hatten von ihren Reisen wenig mehr mitgebracht als wundersame Berichte, die ihre Bemühungen dokumentierten, und waren weder mit intakter Crew noch mit nennenswerter Ladung zurückgekehrt.

Der Erste war Ralph Fitch. 1583 war er auf der *Tyger* von Falmouth aus in See gestochen. Fitch war im Auftrag von Auditor Smythes neuer Levant Company nach Osten gefahren, um Gewürze zu kaufen, und von der levantinischen Küste aus über Aleppo auf dem Landweg weitergereist,



hatte es aber nur bis Hormus geschafft, wo er von den Portugiesen als Spion verhaftet wurde. Man schickte ihn in Ketten nach Goa, wo ihm der *strappado* drohte – so nannte die Inquisition ihre Variante des Bungee-Jumpings, bei der man, an ein Seil gebunden, aus großer Höhe fallen gelassen wurde. Der Ruck, wenn das Seil den rasanten Fall stoppte, brach einem die Knochen und war angeblich noch qualvoller als die Streckbank, die bevorzugte Foltermethode der Elisabethaner.

Pater Thomas Stevens, ein englischer Jesuit, der schon lange in Goa lebte und für Fitch bürgte, verhalf ihm zur Flucht. Anschließend gelang es Fitch, durch die reichen Sultanate des Dekkan nach Agra zu reisen, das im 16. Jahrhundert die Hauptstadt des Mogulreiches war, und von dort weiter über Bengalen bis auf die Molukken.<sup>13</sup> Als er drei Jahre später nach London zurückkehrte, erfreute er die Stadt mit seinen Reiseberichten und wurde so berühmt, dass Shakespeare sein Schiff in *Macbeth* erwähnte: «Ihr Mann ist nach Aleppo, führt den *«Tiger»*». Doch obwohl Fitch viele erstaunliche Details über den Pfefferhandel auf Lager hatte, brachte er leider keinen Pfeffer mit nach Hause.<sup>14</sup>

Der nächste Versuch der Levant Company, im Gewürzhandel mitzumischen, diesmal auf dem Seeweg, endete in einem noch größeren Desaster. Sir James Lancasters Fahrt über den Indischen Ozean im Jahre 1591 war der erste Versuch der Engländer, den Osten über das Kap der Guten Hoffnung zu erreichen. Auditor Smythe und seine Levant Company besorgten die Finanzierung und stellten die bewaffneten Schiffe zur Verfügung. Doch nur eines von Lancasters vier Schiffen, die *Edward Bonaventure*, kehrte aus Ostindien zurück, und das auch nur mit reichlich ausgedünnter Besatzung. Die letzten Überlebenden, fünf Männer und ein Junge, schafften es gerade noch lebend nach Hause; sie hatten sogar Pfeffer geladen, den sie von einem portugiesischen Schiff geraubt hatten, das ihnen begegnet war. Lancaster selbst war mit dem Rest seiner Mannschaft auf den Komoren gestrandet, nachdem er in einem Tropensturm Schiffbruch erlitten hatte. Er kehrte erst 1594 heim. Bis dahin hatte er mehrmals in einer Flaute festgesessen, war von Skorbut heimgesucht worden, hatte drei Schiffe verloren und mitansehen müssen, wie beinahe seine gesamte Besatzung von wütenden Inselbewohnern aufgespießt

worden war. Zum Glück war die Levant Company reich genug, um den verheerenden finanziellen Misserfolg dieser Reise zu verkraften.<sup>15</sup>

Über diesen Dilettantismus konnten die kultivierteren portugiesischen und spanischen Seefahrer nur lächeln, die schon seit über hundert Jahren auf dem gesamten Globus ihre profitablen kosmopolitischen Reiche gründeten. Das Gold aus der Neuen Welt hatte Spanien zum reichsten Land Europas gemacht, und Portugal, das die Meere und Gewürze des Ostens kontrollierte, lag nur knapp dahinter. Der einzig echte Rivale der Iberer war – sehr zum Leidwesen der Briten – die winzige, gerade erst unabhängig gewordene Republik der Vereinigten Niederlande, die kaum halb so viele Einwohner zählte wie England und sich erst zwanzig Jahre zuvor, im Jahre 1579, von der spanischen Herrschaft losgesagt hatte.

Und so war es auch in erster Linie der erstaunliche Erfolg, den die Niederländer in jüngster Zeit zu verzeichnen hatten, der diese so unterschiedlichen Londoner zu ihrer Versammlung veranlasst hatte. Drei Monate zuvor, am 19. Juli, war Admiral Jacob Corneliszoon van Neck von der holländischen Compagnie van Verre – der «Gesellschaft aus der Ferne» – mit einer gewaltigen Ladung Gewürze aus Indonesien zurückgekehrt: 800 Tonnen Pfeffer, 200 Tonnen Nelken und großen Mengen Zimt und Muskatnuss. Die Reise brachte der Compagnie einen noch nie dagewesenen Gewinn von 400 Prozent ein: «Derart reich beladene Schiffe sind noch nie in Holland gelandet», wie ein besonders neidischer Beobachter der Levant Company festhielt.<sup>16</sup>

Im August nach dem «Erfolg der Reise durch die holländische Nation» hatten englische Kaufleute damit angefangen, sich über die Möglichkeit auszutauschen, eine Gesellschaft zu gründen, die eigene ähnliche Fahrten unternehmen sollte, um Gewürze nicht mehr wie bisher von Zwischenhändlern aus dem Nahen Osten zu kaufen, die zugunsten ihrer Provision regelmäßig den Kaufpreis verdreifachten, sondern direkt von den Produzenten auf der anderen Seite des Erdballs, in Ostindien. Die treibende Kraft hinter dieser Initiative war wiederum Smythes Clique von Kaufleuten der Levant Company. Wie einer von ihnen von der griechischen Insel Chios aus schrieb, war ihnen klar geworden, dass dieser niederländische «Handel mit Ostindien unseren Geschäften mit Aleppo glatt den Garaus macht».<sup>17</sup>



Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war eine Delegation, die die Niederländer nach London schickten, weil sie englische Schiffe für weitere Fahrten in den Osten kaufen wollten. Das war zu viel für den Stolz der elisabethanischen Londoner. Den Amsterdamer Agenten, die im alten Kontor der Hamburg Company warteten, wurde mitgeteilt: «Unsere Londoner Kaufleute brauchen all unsere Schiffe selbst und haben keine übrig, um sie an die Holländer zu veräußern. Wir haben selbst die Absicht, fortan mit Ostindien Handel zu treiben.»<sup>18</sup> Das Treffen in der Founders' Hall war das direkte Ergebnis dieser Unterredung. Wie sie in ihrer Petition dem Geheimrat von Königin Elisabeth mitteilten, war es die Liebe zu ihrem Vaterland, die sie zu diesem Schritt bewog und die «nicht geringer denn die der holländischen Kaufleute zu ihrer eigenen Nation» sei: «Zum Zwecke der Ehre unseres Landes und der Förderung des Handels [...] wollen wir noch in diesem Jahr zur Überfahrt nach Ostindien aufbrechen.»<sup>19</sup>

Nicht weniger als ein Viertel der Zeichner der Reise und sieben der ursprünglich 15 Direktoren des Unternehmens waren Granden der Levant Company. Sie befürchteten (zu Recht), dass ihre bestehenden Investitionen in den Gewürzhandel dank der Niederländer nichts mehr wert waren, und stellten nicht nur ein Drittel der Subskriptionen zur Verfügung, sondern auch viele der Schiffe und außerdem die Büroräume, in denen die ersten Treffen stattfanden. Die «Company of Merchants of London trading to the East Indies» war also ursprünglich ein Ableger der Levant Company und ein Vehikel, mit dem ihre Anteilseigner die bestehenden Handelsaktivitäten durch den Ausbau des Seewegs auf den Fernen Osten ausweiten und so viel neues Kapital wie möglich beschaffen wollten.<sup>20</sup>

Das war der Grund, warum Smythe und seine Partner beschlossen hatten, ein neues Unternehmen zu gründen und es für neue Anteilseigner zu öffnen, statt lediglich den Geltungsbereich ihres bestehenden Monopols zu erweitern. Denn anders als die Levant Company, die einen festen Vorstand von 53 eng miteinander verbundenen Gesellschaftern besaß, war die EIC von Anfang an als Aktiengesellschaft konzipiert, die jedem offenstand, der sich beteiligen wollte. Smythe und seine Partner waren zu dem Schluss gekommen, dass «der Handel mit einer so weit entfernten Region nur mittels einer gemeinsamen, vereinten Aktie gelenkt zu werden

vermag».<sup>21</sup> Immerhin waren die damit verbundenen Kosten astronomisch und die Risiken enorm. Die Waren, die sie kaufen wollten, waren extrem teuer und wurden auf riesigen und kostspieligen Schiffen transportiert, die man mit großen Besatzungen bemannen und von Artilleriemeistern und professionellen Musketieren schützen lassen musste. Selbst wenn alles nach Plan lief, würden sich die Investitionen erst nach mehreren Jahren rentieren.

Die Idee der Aktiengesellschaft war eine der brilliantesten und revolutionärsten Innovationen, die das England der Tudorzeit hervorbrachte. Ursprünglich war die Idee der mittelalterlichen Einrichtung der Handwerkszünfte entsprungen, in denen Kaufleute und Faktoristen ihre Ressourcen bündeln konnten, um unternehmerische Vorhaben in die Tat umzusetzen, die sie sich allein nicht leisten konnten. Die Aktiengesellschaften gingen einen entscheidenden Schritt weiter: Sie bezogen passive Investoren ein, die über das nötige Geld verfügten, um ein Projekt zu finanzieren, persönlich aber gar nicht an dessen Durchführung beteiligt waren. Dazu wurden Aktien ausgegeben, die jedermann kaufen und wieder verkaufen konnte und deren Preis je nach Nachfrage und Erfolg des Projekts stieg oder fiel.

Eine solche Gesellschaft war «eine juristische und politische Körperschaft», also eine Kapitalgesellschaft mit einer rechtlichen Identität, die ihr eine Art juristische Unsterblichkeit verlieh, da sie den Tod ihrer einzelnen Aktionäre überdauern würde – «ähnlich wie die Themse», so der Rechtsgelehrte William Blackstone, «die doch stets derselbe Fluss ist, obschon jene Teile, aus denen sie sich zusammensetzt, immer wieder andere sind».<sup>22</sup>

40 Jahre zuvor, im Jahre 1553, hatte eine frühere Generation von Londoner Kaufleuten einen Prozess in die Wege geleitet, an dessen Ende die Gründung der ersten Aktiengesellschaft der Welt stand, der Muscovy Company, die eigentlich einen weitaus klangvolleren Namen trug: «The Mysterie and Companie of the Merchant Adventurers for the Discoverie of Regions, Dominions, Islands and Places Unknown».<sup>23</sup> Ursprünglich hatte sich diese Gesellschaft zum Ziel gesetzt, eine These zu überprüfen, die zuerst von klassischen Geografen geäußert worden war: dass die gesamte Landmasse der Erde eine Insel sei, die von einem Ozean umgeben sei. Falls das stimmte, musste es neben der bekannten Route rund ums

Kap der Guten Hoffnung auch eine nordöstliche Route geben, über die man in den Fernen Osten gelangte, wo Gewürze und Gold lockten. Und auf einer solchen Route würde man sich nicht mit den Konkurrenten von der Iberischen Halbinsel herumschlagen müssen.

Auch wenn den Direktoren der Muscovy Company schon bald klar wurde, dass eine solche Nordostroute nicht existierte, entdeckten sie auf ihrer Suche eine direkte Landverbindung nach Persien über Russland, über die sie erfolgreich Handel trieben. Bis die Osmanen mit ihren Eroberungen im Jahre 1580 diese Route unterbrachen, wurden sechs erfolgreiche Expeditionen nach Isfahan und den anderen großen Basarstädten der Region mit einem respektablen Gewinn unternommen.<sup>24</sup>

Im Jahre 1555 wurde der Muscovy Company ihr königlicher Freibrief verliehen, in dem ihre Privilegien und Verantwortlichkeiten festgelegt waren. 1583 gab es ähnliche Gesellschaften für den Handel mit Venedig und der Türkei, die sich 1592 zur Levant Company zusammenschlossen. Im selben Jahr erfolgte die Gründung der Sierra Leone Company, die mit Sklaven handelte. Die East India Company folgte also einem ziemlich ausgetretenen Pfad, und eigentlich hätte sie problemlos ihren königlichen Freibrief erhalten müssen. Außerdem wollte die Königin die City of London weiterhin auf ihrer Seite wissen, falls der aufrührerische Robert Devereux, 2. Earl of Essex, seine Drohung wahr machte und einen Staatsstreich anzettelte. Schon deshalb zeigte sie sich überraschend empfänglich für die ihr unterbreitete Petition.<sup>25</sup>

Doch fast unmittelbar danach kam vom Privy Council (Kronrat) der Befehl, sowohl die Gründung der Company als auch die Vorbereitungen für ihre erste Reise vorerst auszusetzen. Die Friedensverhandlungen mit Spanien, die auf den Tod von König Philipp II. im Jahre 1598 folgten, waren in vollem Gange, und ihre Lordschaften, die «es für vorteilhafter erachteten [...], einen Frieden zu schließen, als ebenjenen Frieden ob eines Streits aufs Spiel zu setzen», beschlossen, dass die Abenteurer «in diesem Jahr in dieser Angelegenheit nicht weiter voranschreiten» sollten.

Den Kaufleuten, die keine Adligen waren und daher kaum Ansehen oder Einfluss bei Hofe genossen, blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Zwölf ganze Monate lang sah es so aus, als würde aus dem ehrgeizigen

Vorhaben, eine englische Gesellschaft für den Handel mit dem Osten zu gründen, nun doch nichts werden.

Erst als die Friedensverhandlungen mit Spanien im Sommer 1600 scheiterten, änderte der Privy Council seine Meinung, fasste sich ein Herz und betonte die universelle Freiheit der Meere und das Recht aller Nationen, Schiffe zu entsenden, wohin sie es wünschten. Fast genau ein Jahr nach der Ausarbeitung der Petition, am 23. September 1600, erhielten die Unterzeichner grünes Licht: «Es gefällt Ihrer Majestät», teilte man ihnen mit, «dass sie in ihrem Vorhaben voranschreiten mögen [...] und besagte Schiffsreise in die Wege leiten.»<sup>26</sup>

\*

Am 31. Dezember 1600, am Vorabend des neuen Jahrhunderts, erhielt die Gesellschaft namens «Governor and Company of Merchants of London trading to the East Indies», der 218 Männer angehörten, ihren königlichen Freibrief.<sup>27</sup>

Es stellte sich heraus, dass das Dokument den Antragstellern weit mehr Befugnisse einräumte, als sie wahrscheinlich erwartet oder auch nur erhofft hatten. Für ihre ersten sechs Reisen waren sie von allen Zöllen befreit, und für einen Zeitraum von 15 Jahren erhielten sie das britische Monopol auf den «Handel mit Ostindien», einer sehr vage definierten Region, die man schon bald derart auslegte, dass das Monopol den gesamten Handel und Verkehr zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und der Magellanstraße umfasste. Obendrein verlieh die Königin der neuen Gesellschaft «semisouveräne Privilegien», um Territorien zu regieren und Armeen aufzustellen. Die Formulierung war unbestimmt genug, dass sich ganze Generationen von Amtsträgern der EIC darauf berufen konnten, um die Befehlsgewalt über alle Untertanen der englischen Krone in ganz Asien für sich zu beanspruchen; auf dieser Grundlage prägten sie Münzen, errichteten Festungen, erließen Gesetze, führten Kriege, verfolgten eine völlig unabhängige Außenpolitik, hielten Gerichtsprozesse ab, verhängten Strafen, inhaftierten englische Untertanen und gründeten englische Kolonien. Nicht umsonst beklagte ein späterer Kritiker und Pamphletist,

die Company habe das Monopol über «fast zwei Drittel des Handels in der Welt» erhalten.<sup>28</sup> Auch wenn es 250 Jahre dauern sollte, bis dieses Potenzial voll ausgeschöpft wurde, ließ der Wortlaut des Freibriefs der EIC von Anfang an die Möglichkeit offen, sich zu einer imperialen Macht aufzuschwingen, die Souveränität ausübte und Menschen und Territorien kontrollierte.<sup>29</sup>

In dem dazwischenliegenden Jahr waren die Händler/Abenteurer nicht untätig gewesen. Sie waren nach Deptford gereist, um «mehrere Schiffe zu besichtigen», von denen eines, die *Mayflower*, später berühmt wurde, als es in die entgegengesetzte Richtung segelte.<sup>30</sup> Die Company erwarb vier Schiffe und ließ sie zur Umrüstung ins Trockendock bringen. Da die Zeit drängte, wurde den Arbeitern ein Fass Bier pro Tag zur Verfügung gestellt, «um sie davon abzuhalten, die Arbeit im Stich zu lassen und zu zechen». Das 900-Tonnen-Flaggschiff der Company namens *Scourge of Malice*, ein ehemaliges Kaperschiff, das eigens für Überfälle auf spanische Schiffe in der Karibik gebaut worden war, wurde in *Red Dragon* umbenannt, was etwas weniger piratenhaft klang.

Zusätzlich zu den Schiffen erstand man neue Masten, Anker und Takelage und begann damit, ein detailliertes Inventar der vorhandenen nautischen Ausrüstung zu erstellen – da war von «Manövrierankern» und «Zusatzsegeln» die Rede, von «Standardtakelage und laufenden Tauen», es gab «Trossen von guter und minder guter Qualität», eine «sehr gute Verlängerung des Hauptsegels» und «1 langes Warpseil». Und dann waren da noch die benötigten Waffen: «40 Musketen, 24 Spieße [...] 13 Feldschlangen, 2 Vogelflinten, 25 Fass Pulver» sowie «Filze, Pulverkellen und Ladestöcke» für die Kanonen.<sup>31</sup>

Sie gaben außerdem in großer Stückzahl Eichenfässer in Auftrag, die sie mit «170 Tonnen Bier, 40 Tonnen Schweinefleisch, 12 Tonnen Haferflocken, einer Tonne Senfsaat, einer Tonne Reis, [...] gut getrocknetem Dörrfleisch, [...] gutem Fisch, sehr trocken», sowie «120 Ochsen» und «60 Tonnen Apfelwein» füllen ließen. Unterdessen machten sich die Finanzexperten der Gesellschaft daran, 30 000 Pfund (heute: über 3,4 Mio. €) in ungemünztem Edelmetall einzusammeln sowie diverse Gegenstände, die sie nach ihrer Ankunft im Osten eintauschen wollten –

eine «Investition», wie sie es nannten, in Form von Eisen, Zinn und englischem Tuch, das sie gegen indonesischen Pfeffer, Muskatnüsse, Nelken, Muskatblüten, Kardamom und andere aromatische Gewürze sowie Edelsteine eintauschen wollten, die sie hoffentlich mit heimbringen würden.<sup>32</sup>

Ein letztes Hindernis gab es noch: Im Februar 1601 wurde der führende Kopf der gerade gegründeten East India Company, Auditor Smythe, für kurze Zeit im Tower of London eingekerkert, weil er beschuldigt wurde, am Umsturzversuch des hitzköpfigen Earl of Essex beteiligt gewesen zu sein.<sup>33</sup> Dennoch stach am 13. Februar 1601, keine zwei Monate nach der formellen Verleihung des Freibriefs, die umgerüstete *Red Dragon* von ihrem Liegeplatz in Woolwich aus in See und glitt durch den kalten Februarnebel der Themse, dicht gefolgt von ihren drei kleineren Begleitschiffen, der *Hector*, der *Susan* und der *Ascension*. Das Kommando hatte wieder der stets ernste, doch mittlerweile geläuterte Sir James Lancaster, der aus seinen früheren Fahrten gelernt hatte und neben Zitronensaft, den er an seine Besatzung austeilte, um Skorbut zu verhindern, auch genügend Waffen an Bord schaffen ließ, um es mit jedem Konkurrenten, dem er unterwegs begegnen würde, aufzunehmen – nicht weniger als 38 Kanonen.<sup>34</sup>

Leider legte die kleine Flotte einen geradezu komischen Fehlstart hin: Sobald sie die Themsemündung hinter sich gelassen hatte, flaute der Wind ab, und die Schiffe lagen ganze zwei Monate lang in Sichtweite von Dover im Ärmelkanal fest. Doch schließlich frischte der Wind auf, und im September umrundete die Flotte das Kap der Guten Hoffnung, wo sie einen Zwischenstopp einlegte, um Proviant aufzunehmen. Um den wartenden Stammesangehörigen vor Ort klarzumachen, dass er Fleisch kaufen wolle, zeigte Lancaster ein linguistisches Geschick, das sich als geradezu sinnbildlich für den englischen Imperialismus erweisen sollte: «Er sprach zu ihnen in der Sprache des Viehs, [...] machte «muh» für Kühe und Ochsen und «mäh» für Schafe.» Dann fuhren sie weiter nach Mauritius, wo sie an der Küste einen Felsen entdeckten, in den jemand etwas hineingeritzt hatte. Es waren keine guten Nachrichten: Bereits fünf Monate zuvor hatten fünf niederländische Schiffe hier Halt gemacht.<sup>35</sup> Erst im Juni 1602 erreichte Lancasters Flotte Aceh und trat in



Verhandlungen mit dem Sultan über dessen Gewürze ein. Kurz darauf entdeckte die Besatzung eine portugiesische Karacke. Lancaster hatte den Rat erhalten, mit seinen Männern «wie Kaufleute aufzutreten», war allerdings auch ermächtigt, nach Piratenmanier spanische und portugiesische Schiffe zu überfallen, sollte sich «eine Gelegenheit ohne Schaden oder Gefahr» bieten. Er zögerte nicht.

Ein Jahr später, am 1. Juni 1603, gelangten via Frankreich Gerüchte nach London, die erste Flotte der Company sei sicher in europäische Gewässer zurückgekehrt. Am 6. Juni ankerte Lancaster im Südosten Englands, «wofür wir Gott dem Allmächtigen danken, der uns vor unendlichen Gefahren bewahrt hat».<sup>36</sup> Dieses Mal war es Lancaster gelungen, seine vier Schiffe allesamt unversehrt und voll beladen heimzubringen. Er hatte nicht weniger als 900 Tonnen Pfeffer, Zimt und Gewürznelken an Bord, wovon ein Großteil von der portugiesischen Karacke geraubt war. Rechnete man die in Aceh gekauften Gewürze hinzu, brachte die Fahrt der Company einen beeindruckenden Profit von 300 Prozent ein.

In den nächsten 15 Jahren sollte die EIC noch fünfzehn weitere solche Expeditionen unternehmen. Doch im Vergleich zu dem, was die Niederländer auf der anderen Seite des Ärmelkanals erreicht hatten, war das alles kaum der Rede wert: Im März 1602, während sich Lancaster noch auf den Molukken aufhielt, hatten sich die verschiedenen Gesellschaften niederländischer Ostindienfahrer auf einen Zusammenschluss geeinigt, und die niederländische Ostindienkompanie, die VOC (Vereenigde Oostindische Compagnie), hatte ihr staatliches Monopol für den Handel mit dem Osten erhalten. Als die Amsterdamer Buchhalter alle Subskriptionen zusammengerechnet hatten, stellte sich heraus, dass die VOC fast das Zehnfache des Kapitals der englischen EIC aufgebracht hatte und in der Lage war, ihren Anlegern eine sofortige Dividende von 3600 Prozent anzubieten.<sup>37</sup>

Im Vergleich dazu war die «Englische Gesellschaft» viele Jahre lang ein äußerst bescheidenes Unternehmen mit relativ begrenzten Ambitionen. Trotz all der anfänglichen Begeisterung in der Founders' Hall hatten die Kaufleute nur ein relativ mickriges Kapital von 68 373 Pfund (heute: 8 184 248 €) aufgebracht, im Gegensatz zu den Niederländern, die für ihr

Konkurrenzunternehmen bis dahin erstaunliche 550 000 Pfund (heute: über 65 Mio. €) beschafft hatten. Seitdem waren bei den Niederländern weitere Subskriptionen eingegangen, während die EIC Schwierigkeiten hatte, das vergleichsweise wenige Geld, das die Zeichner der ersten Stunde zugesagt hatten, tatsächlich einzusammeln.

Schon vom Oktober 1599 finden sich in den Aufzeichnungen der Company die ersten Beschwerden über die «Nachlässigkeit vieler Kapitalgeber, die ihre Namen eingetragen», aber «bisher keinerlei Gelder eingebracht» hatten. Einige Monate später begannen die Direktoren, strengere Sanktionen gegen jene anzudrohen, die nicht hielten, was sie in der Founders' Hall versprochen hatten. Am 11. Januar 1600 «ordneten sie an, jeden Bruder dieser Gemeinschaft, der [...] gegen eine der Verordnungen verstoßen hat, [...] einkerkern zu lassen, auf dass er so lange im Gefängnis verbleibe, wie es der Allgemeinheit gefällt». Daraufhin wurde für vier Personen ein Haftbefehl ausgestellt, der verfügte, sie ins Gefängnis Marshalsea einzuweisen, so sie nicht innerhalb von vier Tagen bezahlten.

Das Ergebnis dieser unzureichenden Finanzierung war ein kleines Unternehmen mit einer kleinen Flotte und ohne eigenes permanentes Kapital, sondern lediglich mit individuellen Subskriptionen für einzelne Fahrten. Die Engländer hatten zu dieser Zeit einfach nicht die gleichen finanziellen Mittel wie die Niederländer. Abgesehen davon, beflügelten Virginia und die Neue Welt die Fantasie der reicheren englischen Aristokraten in dieser Zeit einfach mehr als der Osten, zumal dies eine erschwinglichere und weniger riskante Option schien: Zehn Schilling als Kaufpreis für 40 Hektar fruchtbares Land in Virginia war eine weitaus attraktivere Option als 120 Pfund (heute: 14 360 €) für zehn Aktien der EIC, deren Kurs starken Schwankungen unterlag. Vorerst konnte sich die Company kaum mehr erhoffen, als in einem der reichsten, anspruchsvollsten und wettbewerbsintensivsten Märkte der Welt eine doch recht untergeordnete Rolle zu spielen.<sup>38</sup>

Angesichts der ernstzunehmenden Risiken gelang es der Company nicht, jene Art von Bewerbern für sich zu interessieren, die sie eigentlich brauchte, um ihr schwieriges Unterfangen zum Erfolg zu führen. «Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, dass sie aus dem [Gefängnis] Newgate



kommen, wie mehrere gestanden haben», heißt es in einem Brief aus der Frühzeit der Company, in dem sich der Verfasser über die Qualität ihrer rekrutierten Männer beklagt, «doch uns gelingt es recht gut, sie in Schach halten. In letzter Zeit allerdings haben wir einige aus [der Irrenanstalt] Bedlam bekommen.»<sup>39</sup> Es gab bereits Berichte über Bedienstete der Company, die «in gefährlichem Maße dem Trunk und den Huren zusprechen», und in einem anderen Brief bat jemand die Direktoren, sie mögen doch bitte versuchen, «zivile, nüchterne Männer» zu rekrutieren, und «liederliche, verkommene Subjekte und gewöhnliche Trunkenbolde aussortieren».<sup>40</sup>

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurden viele weitere Reisen unternommen, die zumeist jedoch nur bescheidene Gewinne einbrachten – die EIC war von Anfang an nicht in der Lage, sich gegen die besser bewaffneten, besser finanzierten und geschickter navigierten Flotten der niederländischen Ostindienfahrer durchzusetzen. «Diese [niederländischen] Butterdosen sind so unverschämt geworden», beschwerte sich ein Kapitän der EIC, «dass sie, lässt man sie nur noch ein wenig weiter gewähren, Anspruch auf ganz Ostindien erheben werden, sodass dort niemand außer ihnen selbst oder mit ihrer Erlaubnis noch Handel treiben darf; ich hoffe aber, dass ihr stolzes Gebaren bald einen Dämpfer erhält.»<sup>41</sup> Doch es waren mitnichten die Niederländer, die einen Dämpfer erhielten. Im Jahre 1623 wurde die englische Faktorei (bzw. Handelsniederlassung) auf der Molukkeninsel Amboina von Truppen der niederländischen VOC angegriffen, wobei zehn Engländer gefoltert und getötet wurden. Dies war der Beginn eines jahrzehntelangen Konflikts zwischen England und den Niederlanden, bei dem die Engländer trotz gelegentlicher Erfolge immer schlechter abschnitten. Einmal segelte eine niederländische Flotte sogar die Themse hinauf, griff Sheerness an und zerstörte die Schiffe, die in den Werften von Chatham und Rochester lagen.<sup>42</sup>

Nach weiteren heftigen Auseinandersetzungen beschlossen die Direktoren der EIC, dass sie keine andere Wahl hatten, als die lukrativen Gewürzinseln und den Handel mit den dortigen aromatischen Erzeugnissen den Niederländern zu überlassen und sich stattdessen auf andere Sektoren des Asienhandels zu konzentrieren, in denen es weniger Konkurrenz gab, die

aber potenziell vielversprechender waren: feine Baumwolltextilien, Indigo und Chintz.

Diese drei Luxusgüter bekamen sie allesamt in Indien.

\*

Am 28. August 1608 ankerte Kapitän William Hawkins, ein raubeiniger Kapitän zur See, im Rahmen der dritten Reise der Company mit seinem Schiff, der *Hector*, vor Surat. Er war der erste Kommandant eines Schiffes der EIC, der indischen Boden betrat.<sup>43</sup>

Indien hatte damals 150 Millionen Einwohner – etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung – und produzierte etwa ein Viertel aller Güter weltweit. In vielerlei Hinsicht war der indische Subkontinent das gewerbliche Machtzentrum der Welt, und er war weltweit führend in der Herstellung von Textilien. Nicht umsonst sind so viele unserer Wörter, die mit dem Weberhandwerk zu tun haben, indischen Ursprungs, wie Chintz, Kattun, Schal, Pyjama, Khaki, Kummerbund, Taft.<sup>44</sup> Indien hatte einen weitaus größeren Anteil am Welthandel als jede andere vergleichbare Region, seine wirtschaftliche Macht reichte bis nach Mexiko, dessen Textilindustrie aufgrund indischer Tuchimporte in die Krise geriet und unter einer «De-industrialisierung» litt.<sup>45</sup> Zum Vergleich: England hatte damals nur 5 Prozent der Bevölkerung von Indien und produzierte knapp 3 Prozent der weltweiten Industriegüter.<sup>46</sup> Ein großer Teil der Profite aus der indischen Textilproduktion floss in die Staatskasse der Moguln in Agra. Kein Wunder, dass der Großmogul mit einem Einkommen von rund 100 Millionen Pfund (heute: über 11,4 Mrd. €) der mit Abstand reichste Monarch der Welt war.

Die Mogulhauptstädte waren die Megastädte ihrer Zeit: «Solche gibt es weder in Asien noch in Europa», schrieb der Jesuitenpater Antonio Monserrate, «weder was die Größe betrifft noch die Zahl der Einwohner, noch den Reichtum. Ihre Städte sind übervoll mit Händlern, die aus ganz Asien herbeiströmen. Keine Kunst und kein Handwerk gibt es, die dort nicht ausgeübt würden.» Zwischen 1586 und 1605 gelangten pro Jahr erstaunliche 18 Tonnen europäisches Silber in das Herzland der Moguln,

denn wie William Hawkins feststellte: «Alle Nationen bringen Geld herbei und tragen für Selbiges Waren hinfort.»<sup>47</sup> Im Vergleich zu ihren in schäbigen Hosenbeuteln umherstolpernden Zeitgenossen im Westen waren die in Seide gekleideten und mit Edelsteinen behangenen Moguln gleichsam die Verkörperung von Reichtum und Macht – diese Konnotation wohnt unserem Wort «Mogul» bis heute inne.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatten sich die Europäer längst daran gewöhnt, andere Völker dieser Erde ohne große Probleme zu besiegen. In den 1520er Jahren hatten die Spanier die riesigen Armeen des mächtigen Aztekenreiches binnen weniger Monate vernichtet. Auf den Gewürzinseln, den Molukken, waren die Niederländer erst kurz zuvor dazu übergegangen, ihre Kanonen gegen ebenjene Herrscher zu richten, mit denen sie zuvor Handel getrieben hatten; sie schlachteten die Inselbewohner ab, die ihnen in ihren Kanus entgegengefahren kamen, brannten deren Städte nieder und beschlagnahmten die Häfen. Allein auf der Insel Lontor wurden 800 Einwohner versklavt und zu den neuen Gewürzplantagen der Niederländer auf Java deportiert; 47 Stammesfürsten wurden gefoltert und hingerichtet.<sup>48</sup>

Doch wie Kapitän Hawkins bald feststellte, gab es keine europäische Nation, die solcherlei bei den Großmoguln wagen würde – schon deshalb, weil jenen die schwindelerregende Zahl von vier Millionen Mann unter Waffen zur Verfügung stand.<sup>49</sup> Als der Großmogul 1632 feststellte, dass die Portugiesen im Bezirk Hugli in Bengalen unerlaubte Befestigungen und «Behausungen von außerordentlicher Pracht und Stärke» errichtet hatten und zudem die Vorschriften der Moguln zu den Zwangskonvertierungen zum Christentum missachteten, befahl er, die portugiesische Siedlung anzugreifen und die Portugiesen zu vertreiben.

Die Stadt fiel innerhalb weniger Tage in die Hände der Mogularmeen, und der Versuch der Einwohner, den Ganges flussabwärts zu fliehen, wurde durch eine über die Breite des Flusses errichtete Sperre vereitelt. 400 gefangen genommene Portugiesen wurden «zusammen mit den Götzenbildern dieser irregeleiteten Ungläubigen» nach Agra verfrachtet, wo sie um Gnade bitten durften. Diejenigen, die sich weigerten, wurden laut dem *Padshahnama* «unter den Amiren aufgeteilt» – als Sklaven –

«oder gefangen gehalten und gefoltert. Die meisten von ihnen ließen ihr Leben.» Der portugiesische Vizekönig von Goa konnte nichts dagegen tun.<sup>50</sup>

Vor diesem Hintergrund erkannte die Company, dass sie für einen erfolgreichen Handel mit den Moguln sowohl verlässliche Partner als auch die nötigen Genehmigungen brauchte, und das bedeutete, dass sie eine Beziehung zum Großmogul höchstpersönlich aufbauen musste. Hawkins brauchte ein ganzes Jahr, um nach Agra zu gelangen, was ihm nur gelang, indem er als afghanischer Adliger verkleidet auftrat. In Agra wurde er nur kurz von Großmogul Jahangir empfangen, mit dem er sich auf Türkisch unterhielt, bevor jener das Interesse an dem halbgebildeten Seebären verlor und ihn wieder heimschickte. Als Abschiedsgeschenk bekam er eine armenische Christin zur Ehefrau. Die Mission hatte der EIC kaum etwas gebracht, und kurz darauf wurde wieder eine ihrer Flotten, diesmal unter Kapitän Sir Henry Middleton, von ihrem Ankerplatz Suvali (oder «Swally Hole», wie die Engländer den Namen verballhornten) vertrieben: Örtliche Beamte befahlen ihnen, das Feld zu räumen, nachdem es im Hafen zu Drohungen seitens der portugiesischen Bewohner gekommen war.<sup>51</sup>

Eine neue und ein wenig eindrucksvollere Mission war vonnöten, und dieses Mal überredete die Company König Jakob, einen königlichen Gesandten zu entsenden. Der Mann, der für diese Mission auserwählt wurde, war Höfling, Parlamentarier, Diplomat, Amazonasforscher und später Botschafter Englands im Osmanischen Reich: Sir Thomas Roe, der sich selbst gern als «Mann von Format» bezeichnete.<sup>52</sup> 1615 traf Roe in Ajmer ein, und er hatte Geschenke mitgebracht: «Jagdhunde» – englische Doggen und irische Windhunde –, eine englische Staatskutsche, mehrere manieristische Gemälde, ein Virginal und zahlreiche Kisten Rotwein, für den Jahangir eine besondere Vorliebe hatte, wie Roe sich hatte sagen lassen; dennoch gestalteten sich seine Unterredungen mit dem Herrscher kompliziert. Als ihm schließlich eine Audienz gewährt wurde und er dem Großmogul ordnungsgemäß gehuldigt hatte, wollte Roe direkt zur Sache kommen und das Thema Handel und Präferenzzölle ansprechen, aber der Großmogul war ein ausgesprochener Ästhet und konnte kaum verbergen, wie langweilig er solche Gespräche fand.

Der sensible, neugierige und intelligente Jahangir hatte einen wachen Blick für die Welt um sich herum und sammelte eifrig Kuriositäten, von venezianischen Schwertern und Globen über safawidische Seide bis hin zu Jadekieseln und Narwalstoßzähnen. Als stolzer Erbe der indisch-mogulischen Tradition von Ästhetik und Wissen war er nicht nur darum bemüht, das Mogulreich zu bewahren, sondern gab auch große Kunstwerke in Auftrag. Er interessierte sich aktiv für Medizin und Astronomie und für die Zucht von Ziegen und Geparden; überhaupt bekam er gar nicht genug davon, Tiere aller Art zu halten, ähnlich wie später die europäischen Großgrundbesitzer der Aufklärungszeit.

Hier lag sein eigentliches Interesse, weniger in der Mechanik des Handels, und es folgten mehrere Monate mit Gesprächen, in denen die beiden Männer standhaft aneinander vorbeiredeten. Roe versuchte immer wieder, das Gespräch auf Handel und Diplomatie zu lenken und auf die Fermane (Anordnungen des Großmoguls), mit denen er sich «sein Placet für eine englische Faktorei» in Surat bestätigen lassen wollte, um «einen robusten und sicheren Handel und Residenzen für meine Landsleute» in «beständiger Liebe und Frieden» einzurichten; Jahangir jedoch versicherte ihm, solche alltäglichen Angelegenheiten könnten warten, und stellte ihm stattdessen immer neue Fragen über die ferne, diesige Insel, von der Roe kam, die seltsamen Dinge, die dort vor sich gingen, und die Kunst, die sie hervorbrachte. Roe musste feststellen, dass Jahangir «teure Geschenke und Juwelen von uns erwartet und keinen anderen Handel in Betracht zieht als einen, der seinen unersättlichen Appetit nach Edelsteinen, Reichtümern und seltenen Kunstwerken stillt».<sup>53</sup>

«Er erkundigte sich bei mir, was es sei, das wir ihm zum Geschenk zu machen gedachten», merkte Roe an.

Ich antwortete, das Bündnis [zwischen England und dem Mogulreich] sei noch neu und sehr schwach; dass sich in unserem Lande viele Kuriositäten von hohem Wert fänden, die der König ihm schicken und die er von Händlern in aller Welt werde ausfindig machen lassen, sobald sie sich auf die Konditionen eines reibungslosen Handels samt Schutz zu ehrenhaften Bedingungen einig würden.

Er fragte mich, worum es sich bei jenen Kuriositäten, die ich erwähnt hatte, handele, ob ich Juwelen und teure Edelsteine meinte. Ich antwortete, wir hielten es nicht für ziemlich, ihm etwas zum Geschenk zu machen, das wir selbst aus Gegenden genommen hätten, in denen er der Oberste Herr sei [...]. Stattdessen versuchten wir, für Seine Majestät Dinge auszusuchen, die selten seien und die hier niemand kenne. Er sagte, das sei ihm genehm, vor allem aber wünsche er sich ein englisches Pferd [...]. Nach einer langen Zeit des Scherzens, der Späße und der Prahlerei über die Künste seines Landes verfiel er darauf, mir allerlei Fragen zu stellen: Wie oft ich am Tag tränke und wie viel und was. Was ich in England tränke. Was Bier sei. Wie es hergestellt werde. Und ob ich es hier herstellen könne. Bei all dem genügte ich seinen hohen Ansprüchen [...].<sup>54</sup>

Gelegentlich stand Roe der Herrschaft der Moguln ablehnend gegenüber – «unendlich viele Religionen, Gesetze keine» –, aber alles in allem war er dennoch völlig überwältigt, ob ihm das nun gefiel oder nicht. In einem Brief, den er von der wunderschönen, halb verfallenen Bergfestung Mandu in Zentralindien aus an den künftigen König Karl I. in Whitehall schrieb, schilderte Roe die Geburtstagsfeierlichkeiten des Großmoguls im Jahre 1616 und berichtete, er sei in eine Welt von kaum vorstellbarer Pracht eingetaucht.

Die Feierlichkeiten fanden statt in einem prächtig gestalteten «sehr großen und schönen Garten, darin ein Karree ganz aus Wasser, an den Seiten standen Blumen und Bäume, und in der Mitte erhob sich ein Pinakel und darauf die Waage [...] aus massivem Gold», auf der sich der Großmogul mit Edelsteinen aufwiegen ließ.

Hier saßen die Adligen auf Teppichen, bis der König erschien, der bekleidet war, man sollte wohl besser sagen: beladen war mit Diamanten, Rubinen, Perlen und anderen eitlen Kostbarkeiten, so groß, so prachtvoll! Seinen Kopf, seinen Hals, Brust, Arme, Oberarme, Handgelenke, Finger, jeder mit mindestens zwei oder drei Ringen versehen, umschlangen Ketten aus Diamanten, aus Rubinen so groß wie Walnüsse – manche noch größer – und Perlen, über die meine Augen nur noch zu staunen vermochten [...], voller Juwelen, die eine seiner Leidenschaften sind; er ist der Welt Schatzkammer, kauft alles, was kommt, und häuft so viele kostbare Steine an, als wolle er [damit] Häuser bauen, statt sie zu tragen.<sup>55</sup>



Die Moguln ihrerseits waren mit Sicherheit neugierig auf die Engländer, werden von dem, was diese ihnen boten, aber kaum überwältigt gewesen sein. Jahangir bewunderte eine englische Miniatur, die eine von Roes Bekannten darstellte – vielleicht Lady Huntingdon, der Roe mindestens einen leidenschaftlichen Brief aus «Indya» schrieb.<sup>56</sup> Dennoch ließ Jahangir es sich nicht nehmen, dem Engländer zu demonstrieren, wie gut seine eigenen Künstler waren, indem er sie das Bild so kunstvoll kopieren ließ, dass Roe die Kopie nicht vom Original unterscheiden konnte. Jahangir bewunderte auch die britische Staatskutsche, ließ die ein wenig schäbige Innenausstattung aus der Tudorzeit allerdings sofort mit golddurchwirktem Stoff aufpeppen. Auch hier gestattete er den mogulischen *kar-khanas*, ihre erstaunlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, indem er sie binnen kaum mehr als einer Woche die Karosse perfekt nachbauen ließ, damit seine geliebte Gemahlin Nur Jahan ihre eigene Kutsche bekam.<sup>57</sup>

Inzwischen musste Roe verärgert feststellen, dass die Moguln ihren Beziehungen zu den Engländern nur geringe Priorität einräumten. Bei seiner Ankunft wurde er in einer nicht gerade standesgemäßen Unterkunft einquartiert: Für die gesamte Gesandtschaft waren nur vier Zimmer in der Karawanserei vorgesehen, und diese waren «nicht größer als Öfen und von ebenjener Form: oben rund, ohne Licht außer von der Tür und so klein, dass die Waren von zwei Karren gereicht hätten, sie allesamt zu füllen».<sup>58</sup> Noch demütigender war, dass bald eine rivalisierende Gesandtschaft aus Portugal eintraf, neben deren prächtigen Gastgeschenken seine eigenen leicht angestaubten Mitbringsel notwendigerweise verblassen mussten: Die Portugiesen überreichten Jahangir «Edelsteine, rote Spinnelle und Perlen, welche unseren Waren aus England durchaus zur Schande gereichten».<sup>59</sup>

Als Roe schließlich nach drei ermüdenden Jahren bei Hofe nach England zurückkehrte, hatte er von Jahangir die Erlaubnis erhalten, eine Faktorei (Handelsniederlassung) in Surat zu errichten, hatte ein Abkommen «für unsere Aufnahme und unseren Verbleib in seinen Herrschaftsgebieten» ausgehandelt und war in Besitz von ein paar Fermanen des Großmoguls, die in Umfang und Inhalt zwar begrenzt waren, aber dennoch nützlich, um widerborstige mogulische Beamte zu beeindrucken. Umfassendere



Handelsprivilegien gewährte Jahangir den Engländern bewusst nicht, möglicherweise da er fand, dass dies unter seiner Würde sei.<sup>60</sup> Der damalige Status der Engländer am Hof der Moguln lässt sich vielleicht am anschaulichsten durch eines der berühmtesten Gemälde jener Zeit illustrieren: eine Miniatur von Bichitr, einem von Jahangirs wichtigsten Künstlern. Das Bild vermittelt, dass der fromme Jahangir die Gesellschaft von Sufis und Heiligen der von mächtigen Fürsten vorzog. Das war gar nicht so weit hergeholt, wie es klingen mag; eine von Roes aufschlussreichsten Anekdoten berichtet, wie Jahangir den englischen Gesandten verblüffte, indem er sich eine geschlagene Stunde lang mit einem frommen Mann unterhielt, dem er auf seinen Reisen begegnete:

einem armen, dummen Alten, gänzlich in Asche, Lumpen und Flicken gekleidet, begleitet von einem jungen Spitzbuben, der sich um ihn kümmerte. Mit diesem elenden, in Fetzen gehüllten und mit Federn gespickten Unglücksraben unterhielt sich Seine Majestät etwa eine Stunde lang und legte dabei eine solche Vertrautheit und Freundlichkeit an den Tag, dass daraus eine Demut sprach, wie man sie bei Königen selten findet [...]. Er nahm jenen, den kein reinlicher Körper hätte berühren mögen, in die Arme, legte ihm dreimal die Hand auf das Herz, nannte ihn Vater und ließ ihn und uns alle, auch mich, staunend zurück, dass ein heidnischer Fürst eine solche Tugendhaftigkeit an den Tag legte.<sup>61</sup>

Bichitr veranschaulicht diesen Gedanken, indem er Jahangir in der Mitte des Bildes zeigt, wie er auf einem Thron sitzt und sein Nimbus hinter ihm so hell leuchtet, dass sich einer der (offenbar aus der Kunst der Portugiesen herübergeflatterten) Putti die Augen zuhalten muss; ein weiteres Puttenpaar schreibt auf ein Banner: «Allah Akbar! O König, mögest du tausend Jahre leben!» Der Großmogul wendet sich einem Sufi mit Rauschebart zu, um ihm einen Koran zu überreichen, und verschmäh die ausgestreckten Hände des osmanischen Sultans. Jakob I. mit seinem juwelenbesetzten Hut mit Federbusch und seinem silber-weißen jakobinischen Wams ist an den linken unteren Bildrand verbannt, unterhalb von Jahangirs Füßen und nur ein wenig oberhalb von Bichitrs Selbstporträt. Der König von England ist im Dreiviertelprofil dargestellt – eine Haltung, wie sie auf

mogulischen Miniaturen den weniger bedeutenden Gestalten vorbehalten ist – und schaut so sauertöpfisch drein, als wolle er sich über seine niedrige Stellung in der Hierarchie des Mogulreiches beschweren.<sup>62</sup> Nicht ein einziges Mal erwähnt Jahangir Thomas Roe (der seinerseits immerhin mehrere Bücher über ihn schrieb) in seinen umfangreichen Tagebüchern. Diese ungelenken, schlichten Händler und Bittsteller aus dem Norden würden noch einmal rund hundert Jahre warten müssen, bevor die Moguln ihnen ehrliches Interesse entgegenbrachten.

Doch trotz all der Fettnäpfchen, in die Roe und seine Begleiter tappten, markierte seine Mission eine erste Annäherung, aus der sich eine Art Partnerschaft entwickeln sollte, durch die die Company nach und nach Einzug in den Dunstkreis der Moguln hielt. Im Laufe der folgenden 200 Jahre lernte die EIC nach und nach, innerhalb des mogulischen Systems zu operieren und die Sprache der Moguln zu sprechen; ihre Angestellten lernten Persisch, eigneten sich die korrekte Hofetikette an und beherrschten bald die Kunst, die richtigen Beamten zu bestechen. So gelang es ihnen, mit der Zeit alle ihre Rivalen um die Gunst des Großmoguls auszusteichen – Portugiesen, Holländer und Franzosen. Tatsächlich verdankte die Company ihren Erfolg nicht zuletzt ihrem großen Respekt vor der Autorität der Moguln.<sup>63</sup> Es dauerte nicht lange, bis sie dazu überging, sich den Moguln gegenüber «nicht mehr als Kapitalgesellschaft, sondern vielmehr als anthropomorphes Wesen» zu präsentieren, als «eine indo-persische Kreatur namens *Kampani Bahadur*», wie der Historiker Sanjay Subrahmanyam es treffend beschrieben hat.<sup>64</sup>

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)